

SUTTNER, BERTHA VON

## Aus der Werkstatt des Pazifismus

Vortragszyklus im Wiener Volksbildungsverein

Heller  
Leipzig ; Wien  
1912

# books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

## What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

## How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

## How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

# Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

## Print

Print out the whole book or only some pages.

## Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

## Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

# Advanced EOD eBook - How to use

## Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

## Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

## Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

# Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

# More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitätsbibliothek Wien

I

367.831

/9





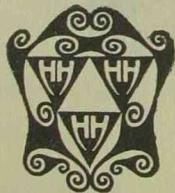




Aus der eigenen Werkstatt / Vortrags-  
zyklus im Wiener Volksbildungsverein

*Heim*  
Bertha v. Suttner

# Aus der Werkstatt des Pazifismus



Leipzig und Wien · 1 Bauernmarkt 3  
Hugo Heller & Cie.

1912

II  
367831/9



Wie mag man sich im großen Publikum die Werkstatt eines Pazifisten vorstellen? Etwa als einen weiten, mit Wolkengebilden und Schälmeienlängen gefüllten Raum, wo die bekannte Taube mit dem Delzweig im Schnabel herumflattert, und wo man nichts tut, als träumen und predigen, wehklagen und weisfagen?

Dieses Bild entspricht der Wirklichkeit wahrlich nicht im geringsten. Es gehört eben zu jenen Vorstellungen, die sich Leute von den Dingen zu machen pflegen, von denen sie wohl reden, und zwar von den Gegnern reden gehört haben, die sie aber nicht kennen. Die Wenigsten wissen, daß die Friedensbewegung in ihrer gegenwärtigen Entwicklung eine eigene Wissenschaft darstellt, die sich auf andere Disziplinen — nämlich auf Geschichte, Wirtschaftslehre, Soziologie und Moralphilosophie stützt.

Aber meine Aufgabe kann es nicht sein, hier eine Erklärung über die Grundlagen, Methoden und Ziele des Pazifismus zu geben, und ebensowenig will ich versuchen, dazu zu belehren; ich will nur aus meinen eigenen Erfahrungen und Erinnerungen, soweit sie mit der Friedensbewegung verknüpft sind,

einige Begebenheiten erzählen und einige Persönlichkeiten schildern . . .

Doch ehe ich damit beginne, möchte ich mich ein wenig mit jenen aus der geehrten Zuhörerschaft auseinandersetzen — und ich fürchte, es ist die große Mehrzahl — die sich im stillen sagen: Wie kann man bei der gegenwärtigen Weltlage überhaupt vom Frieden sprechen? Der Krieg von Tripolis, die Bedrängnis Persiens, die Revolution in China, die kaum überstandenen Gefahren eines Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich, Deutschland und England, die Gerüchte von noch näherliegenden kriegerischen Aussichten und Absichten, die allseitige Ignorierung der Haager Konventionen, die überall geforderten und durchgeführten Vermehrungen der Heere und Flotten . . . und da wollt ihr naiven Pazifisten noch immer von Völkerbrüderung säufeln — — seht ihr denn nicht ein, daß die ganze famose Friedensbewegung bankrott ist?

Die einen sagen das höhnend und triumphierend, die anderen im süßen Kondolenzton. Gar oft muß ich hören: „Ach, geehrte Frau, wie müssen Sie und Ihre Freunde jetzt leiden, Ihre schönen Illusionen so grausam vernichtet zu sehen. Es ist wirklich traurig . . . aber (und jetzt verwandelt sich der Kondolierende in einen überlegen-belehrenden Ton) es ist schon einmal so; der Krieg ist ein historisches Gesetz und Ihre Ideale sind eben weiter nichts als Ideale. Vor der rauhen Wirklichkeit müssen Sie die Segel streichen.“

Nein, wir streichen sie nicht!

Die kriegerischen Ereignisse, die uns umtoben und die uns bedrohen, beweisen gar nichts gegen die Postulate der Friedens-

bewegung — ebensowenig als ausgebrochene Seuchen etwas gegen die Berechtigung der Hygiene beweisen — sie zeigen nur, daß diese Postulate noch nicht genügend in das Bewußtsein der Völker und ihrer Lenker eingedrungen sind, um schon so bald, wie wir hoffen, die Betätigung der alteingewurzelten Gewaltinstitutionen zu verdrängen. Wir haben uns geirrt, das geben wir zu. Aber nicht in unseren Prinzipien, sondern in der Einschätzung der zeitgenössischen Zivilisationshöhe und des öffentlichen Gewissens. Ereignisse, wie sie jetzt die Welt erfüllen — Gefinnungen, wie sie jetzt noch in kriegerischem Fanatismus auflobern, hatten wir nicht mehr für möglich gehalten, und darin gestehen wir unsere Täuschung — unsere schmerzliche Täuschung ein.

Unsere Ueberzeugungen aber, daß:

1. Die Kultur synonym ist mit Zurückdrängung aller brutalen Gewalt;

2. daß die Völker von ihrem Erzpanzer bedrückt und — wenn er immer schwerer wird, schließlich erdrückt werden;

3. daß die Einsetzung von Rechtsverhältnissen zwischen den Staaten ebenso möglich ist, wie sie — nach und nach — zwischen den Individuen, den Stämmen und immer größeren Verbänden sich als möglich erwiesen hat;

4. daß die wirtschaftliche Interdependenz der Nationen, und die Gemeinsamkeit ihrer Interessen so zunimmt, daß durch Kriege keinerlei Vorteile mehr errungen werden können; und schließlich: daß durch Organisation und Föderation die Welt zu ungeahnt materieller Bereicherung und moralischer Erhebung gelangen würde.

Alle diese und noch andere damit verknüpfte Theorien ver-

lieren nicht ein Jota von ihrem logischen Gehalt, nichts von ihrer virtuellen Kraft, wenn auch die betörte Menschheit noch immer mit ihren mächtigsten Faktoren — Regierung, Schule, Presse — die entgegengesetzten Lehren in Wirksamkeit setzt.

Die Friedenskämpfer beharren also auf ihren Grundsätzen: Sie geben ihre Arbeit nicht auf — sie verdoppeln sie eher, und die bereits gewonnenen Erfolge lassen sie sich nicht entgleiten. Sie wissen, daß die Linie des Fortschrittes nicht gerade, sondern spiralförmig sich erhebt und daß Augenblicke des Stillstandes, mitunter auch des Rückfalles eintreten, wonach aber ein desto kräftigeres Emporschnellen erfolgt.

Die pazifistische Bewegung, die seit ungefähr zwanzig Jahren so stark um sich gegriffen hat, ist durch die verschiedenen Kriege, die während dieser Zeit theils angedroht, theils tatsächlich geführt worden sind (Transvaal, Mandschurei usw.) in ihrem Wachstum nicht aufgehalten worden — so wird sie auch den Tripoliskrieg und sonstige Erscheinungen des alten Systems überdauern.

Unsere Zuversicht ist unerschüttert. Denn was wir kommen sehen, das ist der Anbruch einer durch das Entwicklungsgefäß verbürgten neuen Zivilisationsepöche — es ist wie ein langsamer, majestätischer Sonnenaufgang, der durch die aus den Niederungen noch immer aufsteigenden Nebeldünste verfinstert, aber nicht ausgelöscht werden kann.

Und nun, da ich mir mit diesem Glaubensbekenntnis das Herz erleichtert habe, will ich einige Reminiszenzen folgen lassen. Einiges davon ist schon in meinen Memoiren und anderswo mitgeteilt worden, aber ich setze voraus, daß es den meisten meiner Zuhörer neu ist.

## Wie ich dazu kam, „Die Waffen nieder“ zu schreiben.

Es war Ende der Achtzigerjahre — ich hatte bereits ein gereiftes Alter erreicht und befand mich mitten im eifrigsten Studium wissenschaftlicher, philosophischer und geschichtlicher Werke — als der Gedanke in mir herauszudämmern begann, der durch diese Studien bald zur festen Ueberzeugung ward, daß der Krieg eine uns aus den Zeiten der Barbarei überkommene Institution sei, welche durch die Zivilisation beseitigt werden müsse. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß es in England eine Gesellschaft gibt, die sich auf die gleiche Ansicht stützt und darauf hinarbeitet, durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung die Einführung internationaler Schiedsgerichtsbarkeit zu erreichen.

Ich beeilte mich, an diese Vereinigung, die „Peace and Arbitration Association“ zu schreiben, um die nötigen Informationen zu erhalten. Der seither in hohem Alter verstorbene Hodgson Pratt, der der Begründer und Vorsitzende der genannten Organisation war, sandte mir umgehend die Satzungen und Publikationen der Gesellschaft und blieb fortan mit mir im brieflichen Verkehr. So kam es, daß ich von allem Kenntnis erhielt, was auf diesem Gebiete geschehen war und weiters zu tun blieb.

Je mehr ich mich in die Sache vertiefte, um so mehr füllte sie mein Denken aus und ich empfand das Bedürfnis, diesen Gedanken in meiner nächsten belletristischen Arbeit Ausdruck zu geben. Ursprünglich nahm ich mir vor, eine kleine Erzählung zu schreiben, von einer jungen Frau, die ihren innig geliebten Gatten auf dem Schlachtfelde verliert und die dadurch

auf den Gedanken der Beurteilung der Kriege gekommen war, so allmählich, wie ich selbst. Bei mir beruhte diese Ueberzeugung freilich bloß auf der Theorie, während meine Heldin durch eigene Erlebnisse und Erfahrungen zu dieser Ansicht bekehrt werden sollte.

Während ich damit beschäftigt war, den Plan für meine kleine Geschichte zu entwerfen, häufte sich der Stoff dazu so bedeutend an, daß aus der geplanten Novellette ein zweibändiger Roman entstanden ist. Oberflächliche Informationen genügten mir nicht mehr, und ich begann, sachliche und anerkannte Autoritäten auf diesem Gebiete zu studieren, Berichte über die Feldzüge von 1859, 1864, 1866, 1870—1871, die Memoiren verschiedener Feldherren zu lesen, Aufzeichnungen von Chirurgen, Militärärzten und der Gesellschaft des „Roten Kreuzes“ zu prüfen, Bibliotheken und Archive zu durchstöbern, und die diplomatischen Depeschen, welche während jenen Zeitepochen zwischen den betreffenden Staaten gewechselt worden waren, zu vergleichen.

Mit solchen Quellen versehen, durfte ich daran gehen, mein Buch auf historischer Grundlage aufzubauen und seine Handlung zu entwickeln. Nach einem Jahre intensiver Arbeit konnte ich das Wort „Ende“ unter das Manuskript setzen.

Voll Vertrauen sandte ich mein Werk an eine Redaktion, die immer alles angenommen hatte, was ich ihr angeboten, und mich erst kürzlich ersucht hatte, ihr etwas Neues zu schicken. Jedoch das Manuskript wurde mir schleunigst zurückgesandt mit der Bemerkung: „Wir bedauern sehr, aber für diesen Roman haben wir keine Verwendung.“ So versuchte ich's bei anderen Redaktionen, aber alle lehnten unter der Begründung ab: „Es

würde viele unserer Leser verletzen“, oder: „Es ist ganz unmöglich dergleichen in einem modernen Militärstaate zu veröffentlichen.“

So wandte ich mich an meinen Verleger Pierson in Dresden und schickte mein Manuscript zur Buchausgabe. Er behielt es lange Zeit; schließlich gab er mir den Rat, den Titel zu ändern, den er zu aggressiv nannte und das Manuscript irgend einem maßgebenden Staatsmann zur Einsicht einzusenden, damit die Stellen, welche in politischen und militärischen Kreisen Anstoß erregen könnten, geändert oder eliminiert werden. Ich weigerte mich entschieden, auf diesen Vorschlag einzugehen. Der Titel des Buches drückte ja gerade den Gedanken aus, der mich beim Niederschreiben beherrscht hatte und sagte dem Leser schon auf dem Umschlage, was er von dem Inhalte zu erwarten hatte; und gerade jene Stellen, welche ausgeschlossen werden sollten, weil sie vielleicht gewissen Kreisen mißfielen, waren es, welche die *raison d'être* meines Buches abgaben. Ich willigte also in keinerlei Aenderung, weder des Titels noch des Textes. Der Verleger fügte sich und das Buch erschien so, wie ich es geschrieben hatte.

Als ich mich späterhin persönlich an der Friedensbewegung beteiligte, glaubten viele, der Roman wäre insolgedessen geschrieben worden. In Wahrheit lag es gerade umgekehrt. Mein Buch war die Ursache meines persönlichen Mitwirkens. Und das kam so:

Im Frühling 1891, ungefähr 15 Monate nach der Veröffentlichung von „Die Waffen nieder“, hielten mein Mann und ich uns in Venedig auf. Eines Nachmittags wurde an unserer Türe geklopft und mein Mann öffnete sie in Abwesenheit des

Diener's. Ein älterer, elegant gekleideter Herr stand in der Vorhalle.

„Wohnt Baronin Suttner hier?“ frug er.

„Zawohl, es ist meine Frau,“ war die Antwort.

„Wie! Sie sind der Gatte von Frau von Suttner — Verta von Suttner?“

„Allerdings, der bin ich.“

„Sie sind also nicht tot?“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis lebe ich noch.“

„Aber wurden Sie denn nicht in Paris erschossen?“

„Es scheint nicht.“

Unterdessen war auch ich vorgetreten und führte den Besucher in den Salon, wo er sich vorstellte und uns den Zweck seines Besuches erklärte. Wir erfuhren, daß wir Herrn Felix Moscheles vor uns hatten, den Sohn des berühmten Komponisten Ignaz Moscheles und Patenkind von Felix Mendelssohn. Er selbst war Maler, dabei eifriger Friedensfreund und Vizepräsident der Londoner „Peace und Arbitration Association“. Er erzählte uns, daß er auf einer Vergnügungstreise in Aegypten krank geworden sei, und da habe ihm seine Gattin zur Unterhaltung den Roman „Die Waffen nieder“ gebracht. Er begann das Buch eher mit Unlust, da er kein Freund des Romanlesens sei. Als er jedoch auf den Kern des Buches kam, las er es mit fieberhaftem Interesse zu Ende, denn das waren ja seine eigenen Anschauungen über den Krieg, zusammengefaßt in einer offenbar wahren Erzählung.

„Ich muß die Verfasserin dieses Buches kennen lernen,“ sagte er sich und beschloß, die Heimreise über Wien zu machen. Venedig wollte er bloß flüchtig berühren; als er aber einem

Freunde erzählte, was ihn nach Wien führe, erfuhr er, daß die von ihm gesuchte Autorin sich eben in Venedig befände, ja sogar ihm gegenüber im Palazzo Dario. Er macht sich also gleich auf den Weg, die unglückliche Witwe aufzusuchen, und siehe, da öffnete ihm ihr leibhaftiger Gatte selber die Thür!

Also erwies sich die Witwenschaft als Erfindung, die Ideen-gemeinschaft erwies sich aber als volle Wirklichkeit; und seit jener Stunde der ersten Begegnung entwickelte sich zwischen uns eine herzliche Freundschaft, die von da ab bis heute ungetrübt fortbesteht und deren erstes Ergebnis der noch am selben Tage gefaßte Entschluß war, eine neue Arbeit zu unternehmen, welche einen wichtigen Einfluß auf die Friedensbewegung haben sollte.

Damaliger Zeit lebte in Venedig Marquis Beniamino Pandolfi, der ein gastliches Haus führte, und dessen Gattin eine Jugendfreundin von mir war. Ich wußte, daß Pandolfi, der Mitglied der italienischen Kammer war, die Friedensidee vertrat, und da er gerade an jenem Abende Gesellschaft gab, suchte ich Mr. Moscheles zu bestimmen, diese gute Gelegenheit zu ergreifen, um mit dem Marquis über die Friedensbewegung in England zu sprechen und ihn dahin zu bringen, daß er unter seinen Kollegen im italienischen Parlament Anhänger für die Interparlamentarische Union gewinnen möge, die damals noch eine sehr kleine Körperschaft bildete. Es war gerade in diesem Augenblick wichtig, die Organisation zu fördern, da im November desselben Jahres die Union in Rom sich versammeln sollte. Diese Vereinigung war im Jahre 1888 gegründet worden durch Wm. R. Cremer, M. P. von Großbritannien, und Frederic Passy, Mitglied der französischen Deputiertenkammer; und in Frank-

reichs Hauptstadt, während der Weltausstellung von 1889, wurde die erste interparlamentarische Konferenz abgehalten, damals bloß durch Frankreich und England vertreten. Die zweite Zusammenkunft tagte in London, bereits durch mehrere Parlamente repräsentiert, nun sollte die dritte in Rom sich versammeln.

Das Resultat der Einführung Felix Moscheles im Palazzo Bianca Capello, dem Hause Pandolfis, war folgendes: Während die vornehme Venetianer Gesellschaft und lebenslustige Jugend in großen Speisesaale tanzte und sich amüsierte, fand im Arbeitszimmer des Hausherrn eine lange Unterredung statt, an welcher sich dieser, Mr. Moscheles und wir beide beteiligten. Das Ergebnis hiervon war, daß Pandolfi versprach, bei der Organisation der bevorstehenden Konferenz behilflich zu sein.

Kurz nach der geselligen Zusammenkunft bei Pandolfi, kehrte dieser nach Rom zurück, Moscheles nach London, mein Mann und ich nach Wien.

Nach Ablauf mehrerer Wochen teilte mir Pandolfi mit, daß es ihm gelungen sei, in Rom eine große Anhängerschaft — zwei Drittel der Abgeordneten — zur interparlamentarischen Gruppe zu gewinnen, und zu gleicher Zeit wirkten wir in selbem Sinne in Wien. Wir sprachen mit unseren parlamentarischen Freunden von dem bevorstehenden Meeting in Rom, schließlich wurde mir die große Freude zuteil, in der Hauptstadt Oesterreichs eine parlamentarische Gruppe entstehen zu sehen. Ich hatte mich brieflich und persönlich an verschiedene Mitglieder des Parlamentes gewandt, schickte ihnen die Pandolfischen Rundschreiben, lud die Herren zu Zusammenkünften ein, um die Ernennung einer Delegation für die Konferenz in Rom

unter sich zu besprechen. In diesen mühevollen Vorarbeiten unterstützten mich vor allem zwei Abgeordnete, Baron Pirquet und Baron Kübed. Noch befinden sich in meinem Besitze Briefe von hervorragenden, verschiedenen Mitgliedern des Reichsrates, darunter solche, die von dem Unzeitgemäßen des Vorhabens und von den praktischen Schwierigkeiten einer Verwirklichung sprechen. Trotz alledem hatten wir doch den guten Erfolg, daß eine Delegation für Rom zusammenkam mit Doktor Ruz̄ an der Spitze. Das war schon ein wichtiger Schritt nach vorwärts. Ein zweiter sollte bald folgen.

Zugleich mit der Interparlamentarischen Konferenz in der ewigen Stadt sollte auch ein Kongreß der Friedensgesellschaften tagen, da es aber in Wien noch keine derartige Gesellschaft gab, fühlte ich mich gedrängt, eine zu gründen. In solchen plötzlichen Initiativen liegt gewöhnlich eine arglose Unbefangenheit im Wagemut, ein Uebersehen aller Hindernisse und eine glückliche Unbewußtheit der eigenen Arroganz. So schickte ich denn am 1. September 1891 an die „Neue Freie Presse“ einen Aufruf zur Gründung einer Oesterreichischen Friedensgesellschaft und groß war meine Freude, ihn zwei Tage später an leitender Stelle abgedruckt zu sehen.

Die Antworten, die auf meinen Aufruf einliefen, setzten mich noch mehr in Erstaunen als seine rasche Veröffentlichung. Es kamen Hunderte von enthusiastischen Briefen aus allen Klassen der Gesellschaft, einflußreiche Personen boten mir ihre Hilfe zur Gründung des Vereines an. So entstand die „Oesterreichische Friedensgesellschaft“, deren Vorsitzende ich noch heute bin. Ich wurde als Delegierte zum Kongreß nach Rom entsandt und dort auf dem Kapitol trat ich zum ersten Male als Rednerin

öffentlich auf. Ein Witzblatt bemerkte, daß es nicht zum ersten Mal sei, daß an dieser historischen Stelle eine von der Schwesternschaft geschnattert hätte.

Ich wiederhole also, daß die Entstehung meines Romanes „Die Waffen nieder“ nicht das Ergebnis meines Eintrittes in die Doffentlichkeit war, im Gegenteil: Dieser Schritt war die Folge meines Romanes.

### Die Haager Konferenz.

Ueber die vom Zaren einberufene Konferenz von 1899 im Haag, wohin ich auch meine bescheidene Werkstatt verpackt hatte, habe ich einen Band von über 300 Seiten herausgegeben. Da es mir nicht möglich ist, über diese denkwürdige, so viel verkaufte, vom großen Publikum mit absichtlicher Geringschätzung behandelte, intergouvernementale Tagung 300 Seiten vorzulesen, so will ich mich darauf beschränken, nur die Eindrücke des ersten Tages, des Eröffnungstages, wiederzugeben.

Gewöhnlich, wenn ein historisches Faktum sich vollzieht, das von größter Tragweite sein wird, das bestimmt ist, einem neuen Zeitalter Namen und Gepräge zu geben, so bemerkt das die Mitwelt kaum. Sie glaubt vor einem Tagesereignis zu stehen, während sie die Schwelle einer Epoche überschreitet.

Wir waren ein Häuflein alter Friedenskämpfer, die ganz ohne Mission, ohne Auftrag sich hier im Haag während der Konferenzwochen Stelldichlein gegeben hatten. Wir wollten in der nächsten Nähe der Beratungssäle weilen, in denen die Fragen behandelt werden sollten, die seit vielen Jahren den

Gegenstand unserer Studien, unserer Kongressprogramme, unserer Propagandaaarbeit und unserer teuersten Ideale umfaßte. Wir wollten in persönlichen Kontakt mit den Delegierten kommen, unter denen es mehrere der bewährtesten Mitstreiter gab, mit denen wir gelegentlich der Friedenskongresse und interparlamentarischen Konferenzen schon lange Freundschaft geschlossen hatten. Und so war hier neben der offiziellen eine ganze Gemeinde von unoffiziellen Pazifisten versammelt: W. L. Stead, der große englische Publizist; Staatsrat von Bloch, Verfasser des großen Werkes „Der Zukunftsrieg“, das den Zaren zur Einberufung der Konferenz angeregt haben soll; unser Freund Felix Moscheles, Lord Aberdeen, damals Gouverneur von Kanada; A. S. Fried (heute der jüngste Träger des Nobelfriedenspreises); der russische Soziologe Novicow, Charles Richet, Dr. Trueblood aus Boston und andere. Der Dohen der Friedensbewegung, der jetzt 90jährige Frederic Passy, der noch immer rüstig im Kampfe steht, war damals durch eine Augenoperation leider verhindert, sich uns anzuschließen.

Folgende Eintragung in mein Tagebuch finde ich unter dem Datum meiner Ankunft im Haag:

Die Stadt ist in Frühlingszauber getaucht. Heller Sonnenschein, Kliederdüfte in der Luft.

Jrgendwo sagt Emile Zola:

Il me semble que je vais, que nous allons tous à quelque chose de très bien et de parfaitement gai.“

Zola meint damit die ganze Welt, die sich in der Richtung des Guten und des Freudigen hin entwickelt. Ich meine, indem ich diesen Satz hersehe, die Tage von Haag und deren vorauszu-  
sehendes Ergebnis.

„Parfaitement gai“ — „vollkommen fröhlich“ — soll natürlich nicht das Bild ausgestoßener Zuhörer und gestraumpfter Schuhplattler oder kirrender Champagnerkelche hervorrufen; es bedeutet die vollkommene Heiterkeit, die allen wahrhaft schönen und gesunden und lebenserhöhenden Dingen entstrahlt.

Neun Uhr abends: Wir sitzen noch im Speisesaale. Der Korrespondent des „Neuen Wiener Tagblatt“ läßt sich melden. Nehme ihn an und er setzt sich zu unserem Tisch.

Er sieht außerordentlich amüsiert aus:

„Habe eben mit dem Vertreter einer Großmacht gesprochen. Man ist so ziemlich im Klaren über die voraussichtlichen Ergebnisse . . . im besten Falle Erweiterung der Genfer Konvention . . .“

„Das wäre — wenn weiter nichts erreicht würde — ein arger Betrug an den Hoffnungen der Völker, es heißt doch, daß vor allem die Schiedsgerichtsfrage . . .“

Der Korrespondent unterbricht mich lachend:

„Darüber ist auch gesprochen worden . . . nun das ist einfach kindisch . . . die Staaten würden doch einem Spruch, der ihnen nicht behagt, nicht Folge leisten.“

„Der Fall ist noch kein einziges Mal vorgekommen.“

„Weil bisher nur über Kleinigkeiten Schiedssprüche gefällt wurden — handelt es sich aber um vitale Fragen . . .“

Also immer wieder diese alten Argumente. Ich hörte sie schon ordentlich kommen diese „vitalen“ Fragen, obwohl keiner recht weiß, was er sich dabei denkt. Was sollen diese „Lebens“-Angelegenheiten sein, die sich am besten durch hunderttausendfaches Totschlagen fördern lassen? — Dazu kommen dann auch noch die Ehrenfragen — als ob es nicht, je höher eine Frage

steht — es desto ehrenvoller wäre, sie dem Recht und nicht der Gewalt zu unterbreiten.

Zum Glück ist heute ein Mächtiger — der Präsident der Vereinigten Staaten — William Taft — dafür eingetreten, daß jene einschränkenden Klauseln aus den Schiedsverträgen eliminiert werden. Gerade jetzt (Jänner 1912) wird es sich entscheiden, ob die vom Präsidenten Taft mit England und Frankreich bereits unterzeichneten Verträge vom amerikanischen Senat ratifiziert werden oder nicht. Sollte die Sache auch an innerpolitischen Haarspaltereien diesmal noch scheitern, sie würde wieder aufgenommen werden, denn zu mächtige und zu weite Kreise sind schon dafür eingetreten, als daß sie aufgegeben werden könnte.

Und nun zurück zu meinem Haager Tagebuch von 1899.

18. Mai, der Eröffnungstag. Wie zu einem fröhlichen Praterkorsso fahren die zahlreichen Wagen durch die Alleen nach dem „Haus im Busch“. Durch die Straßen von Haag fährt es sich eigentlich immer wie durch Parkanlagen, überall ragen die alten Baumriesen, überall leuchten die grünen Rasenplätze und überall tönt, jetzt zu dieser Maienzeit, fröhliches Vogelgezwitscher.

Am Gittertor des „Haus im Busch“ leistet eine militärische Wache den Repräsentanten aller Nationen die Ehrenbezeugungen; königliche Diener bilden auf der Treppe Spalier und weisen den Weg — alle Säle stehen offen.

Ich bin die einzige Frau, welcher der Zutritt gewährt worden und in gehobener Stimmung wohne ich der Eröffnung bei.

„Friedenskonferenz“ . . . Zehn Jahre lang war das Wort und die Sache verlacht worden; ihre Teilnehmer,

machtlose Privatleute, galten als Utopisten und Schwärmer; jetzt aber versammelten sich auf den Ruf eines mächtigen Kriegsherrn die Abgesandten aller Machthaber, und ihre Versammlung führte denselben Namen: Friedenskonferenz. Dieses Wort zu hören an dieser Stelle, in solcher Weise: das war der Eindruck, der mich so tief bewegte. Da saßen sie nun alle — Staatsmänner und Soldaten — und drei Schläge mit dem Holzhammer auf den Präsidiumstisch gaben das Zeichen — allgemeine Stille tritt ein und Minister Beaufort verkündet, daß die „Friedenskonferenz“ eröffnet ist.

Das will nicht sagen, ich weiß es wohl, daß alle die Versammelten von der Friedensidee durchdrungen sind, wie dies auf unseren bescheidenen Privatkongressen der Fall war; und will nicht sagen, daß das begonnene Werk hier zu Ende geführt werden wird. Unwissende, Gleichgültige, Zweifler und Gegner sind sicherlich in diesem Saale mehr zugegen, als zielbewußte Anhänger — aber das Ziel ist gesteckt, die Botschaft ist verkündet. Worte wurden gesprochen, die, wenn sie auch heute, von vielen unbeachtet, verhallen sollten, in den Tafeln der Staatengeschichte eingeschrieben bleiben.

Abends Empfang bei der russischen Gesandtschaft. Hier lerne ich den Präsidenten der Konferenz, Herrn von Staal, kennen.

Nacht es der fünfzehnjährige Aufenthalt in London, aber Herr von Staal mit seinem weißen Backenbart und seiner für die 75 Lebensjahre unglaublich strammen Haltung, macht mehr den Eindruck eines Engländers, als eines Russen. Nur die freundliche Liebenswürdigkeit ist mehr russisch als englisch.

Wir sprechen von der heutigen Eröffnung. Herr von Staal

erzählt, daß die Galerie, welche zwanzig Meter hoch über dem Konferenzsaal gelegen ist, und wo die Journalisten saßen, nicht ganz sicher sein soll. „Das wäre ungemütlich gewesen,“ bemerkte ich, „wenn da plötzlich die auswärtige Presse dem Präsidium auf den Kopf gefallen wäre.“

„Cela aurait abrégé les discours,“ meinte Herr von Staal.

Das war der erste Tag und nur von diesem wollte ich berichten.

Auch während der zweiten Konferenz im Jahre 1907 hatte ich mein Werkstätten im Haag aufgeschlagen. Die dritte soll im Jahre 1913 oder 1914 einberufen und dabei das Palais eröffnet werden, das Carnegie dem Tribunal gespendet hat und dessen Grundsteinlegung ich beigewohnt habe. — Das ist so recht Pazifistenarbeit: **G r u n d s t e i n l e g u n g e n**. Der Ausbau liegt in der Zukunft. Und vielleicht in einer weit näheren Zukunft, als die Pessimisten glauben.

### Alfred Nobel.

„Habe ich im figürlichen Sinne ein Herz? . . . Das weiß ich nicht, so viel ist aber sicher, im physiologischen Sinne ist das obbenannte Organ sehr bedenklich krank bei mir“ — so schrieb mir Alfred Nobel, mit dem ich seit mehr als zwanzig Jahren in freundschaftlichem Verkehr gestanden, in dem letzten Brief, acht Tage vor seinem plötzlichen, am 10. Dezember 1896 erfolgtem Tode.

Daß er ein Herz hatte, und zwar ein großes, welches imstande war, die ganze Menschheit zu umfassen, und zwar nicht nur die Menschen von heute, sondern auch jene der Zu-

kunst, die durch die Errungenschaften des Wissens, der Kunstideale und des Friedens erst auf die wahre Kulturhöhe gehoben werden soll — das hat er durch sein herrliches Testament bewiesen.

In den letzten Jahren hatte Alfred Nobel regelmäßig der Oesterreichischen Friedensgesellschaft Spenden zugewendet, und wenn das veröffentlicht wurde, so ermangelten die Spötter nie, hervorzuheben, welcher Widerspruch es sei, daß der Erfinder des Dynamits und des rauchschwachen Pulvers für den Frieden schwärme. Nein, er „schwärmte“ nicht, er handelte zielbewußt dafür. Die Summen, die ihm der Rüstungswettkampf der Staaten eingetragen, die hat er dazu bestimmt, die Wissenschaft zu fördern. Und die Wissenschaft ist es ja, — wie Pasteur in seiner Jubiläumsrede an der Sorbonne gesagt — die schließlich den Krieg besiegen wird. Als Nobel den Luftschiffer Andree, der die Nordpolfahrt per Ballon unternehmen wollte, mit 80.000 Franken subventioniert hatte, schrieb er mir darüber: „Sehen Sie, damit will ich auch der Sache des Friedens dienen, denn jede neue Entdeckung läßt in den Gehirnen der Menschheit Spuren, die es ermöglichen, daß desto mehr Gehirne der nächsten Generation entstehen, die imstande sind, neue Kulturgedanken aufzufassen.“

An der Vervollkommnung der Geschütze und der Geschosse arbeitete Nobel auch rastlos weiter. Die steigende Furchterlichkeit der Kriegsmittel mußte seiner Ansicht nach die Absurdität und die Unmöglichkeit künftiger Kriege immer auffallender machen und deren Abschaffung herbeiführen.

Dies war anfänglich auch der einzige, etwas gar indirekte Weg, den er sich zur Erlangung des Friedenszustandes

der Völker vorstellte: Auf der einen Seite die Verschwendung der menschlichen Dummheit und Rohheit durch Kunst und Wissen; die Ueberwindung des Elends durch die Fortschritte der Güter schaffenden Technik, und auf der anderen Seite die ad absurdum-Führung des Krieges durch seine eigene höllische Entfaltung. Daß es auch einen geraderen, kürzeren Weg zur Erreichung des internationalen Friedens gibt, nämlich die Schaffung von auf diesen bestimmten Zweck hinarbeitenden Organisationen, das ist ein Standpunkt, auf den Alfred Nobel erst allmählich gelangte. Als er im Sommer 1892 zufällig mit uns in Bern zusammentraf, wo eben der Friedenskongreß tagte, da wußte er von der Bewegung fast noch gar nichts. Er ließ sich erst alles über ihre Mittel und Ziele erklären. „Wenn ich die Ueberzeugung gewänne,“ sagte er zu mir, „daß durch die Liga deren Ziel nähergerückt werden könnte, so würde ich einen großen Betrag bestimmen — doch muß ich zuvor über die Sache erst genau unterrichtet werden. Belehren Sie mich dazu!“ Seitdem hielt ich ihn auf dem Laufenden — und die Belehrung ist gelungen.

Mit Alfred Nobel über Welt und Menschen, über Kunst und Leben, über die Probleme der Zeit und Ewigkeit zu sprechen, war ein geistiger Hochgenuß. Geradezu phänomenal war die Vollkommenheit, mit welcher dieser Schwede die deutsche, die französische und die englische Sprache zu reden und zu schreiben wußte — jedes dieser in allen ihren Feinheiten beherrschten Idiome hätte man für seine Muttersprache halten müssen. Als mein Mann und ich im Winter 1887 in Paris waren, verbrachten wir gar viele anregende Stunden in seinem hübschen kleinen „Hotel“ der Avenue Malakow. Zuerst ver-

fammelte man sich in dem im Erdgeschoße gelegenen Arbeitszimmer. Ein sehr einfach ausgestatteter Raum. Der große Schreibtisch, ein Bücherschrank, einige ledergepolsterte Sitzmöbel: das war die ganze Einrichtung — aber als kostbarer Schmuck hing über dem Sofa ein Gemälde Munkafys. Der Bücherschrank war ausschließlich mit den Werken von Philosophen und Dichtern gefüllt. Einen Ehrenplatz nahmen Byrons sämtliche Werke ein; aus diesem seinem Lieblingsdichter wußte Nobel ganze Seiten auswendig aufzusagen. Im Nebenraum befand sich das chemische Laboratorium. Dahinein warf man nur einen scheuen Blick. Fabrication von Dynamit und ähnlichen, die Weltvernichtungsgewalt in Kapseln verschließenden Maßregeln hat nun einmal nichts Anheimelndes an sich. Dann ging man in den ersten Stock zu einem ganz exquisiten kleinen Diner. Selber sehr frugal, liebte es Nobel, seinen Gästen die allerköstlichsten und exotischsten Lederbissen vorzusetzen: Früchte, zum Beispiel, direkt aus Afrika, von denen man früher nie den Namen gehört, und dazu die seltensten Jahrgänge von Chateau Nquem und Johannisberger — er selber trank ein wenig „gerötetes Wasser“. Der schwarze Kaffee wurde in dem an das Wohnzimmer anstoßenden kleinen Wintergarten eingenommen. Alles war klein in diesem Palästchen, auch der grüne Empfangssalon mit seinen Malachitmöbeln, und ein ganz kleines, rotes, mit gedämpftem Licht erhelltes Musikzimmer daneben.

Er empfing nicht viel Leute bei sich und ging nur selten in die Welt, der arbeitsame, etwas gesellschaftsfeindliche Mann. Deeres Salongeschwätz war ihm ein Greuel — überhaupt, wie seine große Liebe zum abstrakten Menschheitsideal mischte sich

viel Verachtung, Bitterkeit und Mißtrauen gegen die wirklichen Leute im besonderen. Gewisse Formen der Schamheit, des Aberglaubens, der Trivolität flößten ihm geradezu zornigen Ekel ein. Seine Bücher, seine Studien, seine Experimente: das war sein Leben. Und vielleicht auch sein frühzeitiges Ende — er gönnte sich keine Ruhe, geistig und physisch arbeitete er unablässig. Oft fuhr er früh morgens auf seinen Experimentierplatz — zwei Stunden von Paris — hinaus und blieb dort bis abends, sich in der Arbeit nur unterbrechend, um einen mitgenommenen kalten Imbiß zu verzehren.

Als wir im Jahre 1892 in der Schweiz mit Nobel zusammentrafen, lud er meinen Mann und mich ein, in Zürich auf zwei Tage seine Gäste zu sein.

Dort pflegte er alljährlich im „Hotel Bauer au lac“ einige Zeit zuzubringen. Für uns hatte er die Zimmer genommen, welche Kaiserin Elisabeth, die sich mehrere Tage auf der Durchreise in Zürich aufgehalten, tags zuvor verlassen hatte. Es war zu Ende September, und unvergeßlich ist mir die vom schönsten Herbstwetter begünstigte Spazierfahrt auf dem Züricher See, „an Bord“ des eigenen kleinen Nobelschen Schiffes — aus Aluminium. Wie ein glänzendes Silberpielzeug glitt das grazios gebaute Ding über die gleichfalls silberglänzende Wasseroberfläche. Kein Segel, keine Dampfmaschine, nur ein winziger Petroleummotor, und die Besatzung bestand aus einem einzigen Maschinisten, der zugleich den Kapitän, den Lotsen und die Schiffsjungen dieser Vergnügungsjacht darstellte.

Und wir drei sprachen von tausend Dingen und wie schön diese Gotteswelt sein könnte, wenn erst das Göttliche zum

Durchbruch käme, das in manchem Menschenherzen glüht und in manchen Menschenhirnen leuchtet, aber noch sehr erstickt wird unter der Wucht von Unwissenheit und Noheit.

Wir verabredeten damals, Alfred Nobel und ich, daß wir zusammen ein Buch schreiben würden, ein Kampfbuch gegen alles Gemeine, und berieten schon über den Titel. Doch wie so manches Projekt, blieb auch dieses ohne Ausführung.

Wäre dieser geniale Mann nicht ein großer Erfinder geworden, sicherlich, er hätte als Schriftsteller eine hohe Stufe erreicht; er hätte jenes „literarische Erzeugnis idealistischer Richtung“ selber verfaßt, zu welchem er durch seine Stiftung die Dichter der Zukunft anregen will. Ich habe von ihm Manuskripte (soviel ich weiß, hat er nie etwas davon veröffentlicht) gelesen, in englischer Sprache, die an Schwung und Tiefe an seinen Lieblingspoeten Byron stellenweise heranreichten.

Ob nun literarische Arbeiten in Nobels Nachlaß gefunden wurden oder nicht, er hat ein Geisteswerk von unermesslicher Tragweite verfaßt: sein Testament. Nicht weil er Millionen verschenkt, nicht weil darin Prämien für wissenschaftliche Entdeckungen gestiftet werden, sondern weil ein ganz neuer Wohltätigkeitsgedanke damit zum Ausdruck gelangt: Statt der Hilfeleistung für gegenwärtigen und zukünftigen Jammer, die geförderte und geforderte Abschaffung künftiger Jammerzustände. Beredlung der menschlichen Gesellschaft schwebte dem edlen Testator vor: Neue Kenntnisse, neue Entdeckungen, ideale Kunstwerke sollen die Welt bereichern und verschönen, und zur Sicherung all dieser Güter alles Gedeihens Grundbedingung: Der Frieden.

## Mein Aufenthalt in Skandinavien.

Da ich eben von Nobel gesprochen, will ich nun von der Reise erzählen, die ich nach den skandinavischen Ländern unternommen habe, um dort statutengemäß den Vortrag zu halten, zu dem die Träger des Nobelpreises verpflichtet sind. Es war im Jahre 1906. Der obligate Vortrag war auf den 18. April festgesetzt.

Am 15. gegen Abend langten wir — meine Gesellschafterin und ich — in Kopenhagen an. Auf dem Bahnhofe empfing uns eine Deputation des dortigen Friedensvereines, an der Spitze mein alter Freund Frederic Bajer, Gründer und Vorsitzender des Internationalen Friedensbureaus in Bern, Mitglied der dänischen interparlamentarischen Gruppe und ehemaliger Kavallerieoffizier.

Herr Bajer schlug uns vor, noch am selben Abend, nach dem Diner, einem Vortrag beizuwohnen, den Ellen Key halten sollte.

Mit Freuden willigte ich ein; ich bin mit Ellen Key befreundet; sie hatte mich vor einiger Zeit in Wien besucht und ich machte mir nun ein Fest daraus, sie auf skandinavischem Boden wiederzusehen.

Es war ein ganz bescheidenes, von bescheidenen Leuten dichtgefülltes Lokal, in das uns Herr Bajer führte. Der Verein, dem die berühmte Schwedin einen Vortrag widmete, war der „Radikale Jugendverein“, dessen Mitglieder vielfach den Handwerkerkreisen angehören. Der Saal war ziemlich groß. Als wir ankamen, hatte der Vortrag noch nicht begonnen, Ellen

Key stand im Saale von einer Gruppe junger Mädchen umgeben — wahrscheinlich schwärmerische Anhängerinnen — und plauderte in ihrer lebhaften, freundlichen Art. Herr Bajer führte mich zu ihr. Nach einer kurzen Unterhaltung stieg sie auf das Podium und, mit brausendem Beifall begrüßt, stellte sie sich an dem Pult zurecht. In glattem, hohem schwarzem Kleid mit weißem Spitzenkragen, das graue Haar schlicht gescheitelt, macht sie eher den Eindruck einer freundlichen, bürgerlichen Tante, als einer kühnen Sozialreformerin — die sie doch ist — der Kühnsten eine. Sie begann zu sprechen, anfangs mit etwas bekümmertem Atem, aber bald immer freier.

Nach einer Viertelstunde unterbrach sie sich, und sich an mich wendend, forderte sie mich in deutscher Sprache auf, ich möge, da ich doch nicht schwedisch verstehe, mir keinen Zwang antun und ruhig nach Hause gehen, mich von der Reise auszuruhen. Ich machte von der Erlaubnis Gebrauch und ging auf das Podium zu, mich zu verabschieden; Ellen Key stieg herab — die beiden alten Damen umarmten sich und die „radikale Jugend“ klatschte dazu.

Am folgenden Tage empfing ich zahlreiche Besuche von Interviewern. Die meisten wollten, daß ich ihnen in ein paar Worten alles mitteile, was ich über die Geschichte, den Stand, die Ziele und Ergebnisse der Friedensbewegung wußte. Andere eröffneten mir über den Gegenstand ihre eigenen Ansichten und erteilten ihren Rat. Da war ein Journalist, Musikreferent an einer großen Zeitung, der wollte mich durchaus zu der Konstatierung zwingen, daß der Friede nur erreicht werden kann durch rationellen Gesangsunterricht der Kinder. Vergebens warf ich ein, daß zur Herstellung eines internationalen Rechts-

zustandes vielfach andere und vielleicht direktere Wege einzuschlagen wären, er beharrte darauf, ich möge alles übrige Wirken aufgeben und nur an der Verbreitung seiner Methode arbeiten. Denn er hatte eine Methode erfunden, die Kinder „rationell“ singen zu lehren. Offenbar baute er auf das Sprichwort: „Böse Menschen haben keine Lieder“ den weiteren Satz auf: Singende Völker haben keine Kriege.

Am Abend setzten wir unsere Reise nach Christiania fort, wo wir am 17. ankamen. Ich erhielt zahlreichen und illustren Besuch. Vor allem: Björnstjerne Björnson. Seit sieben Jahren hatte ich den großen nordischen Barden nicht gesehen, aber ich fand ihn unverändert. Dieselbe aufrechte, kräftige Gestalt, dieselbe dicke weiße Kopfschaar und dieselbe metallige Stimme. Ich kannte Björnson als einen der entschiedensten und konsequentesten Pazifisten der Welt. Schon vor sieben Jahren hatte ich folgende Worte aus seinem Munde vernommen und in mein Tagebuch notiert:

„Der Friedensgedanke ist der größte der Welt, um diesen sollte aller Freisinn sich sammeln; das gäbe, als der letzte große Kampf, die Feuerprobe des Fortschrittes ab.“

Wir sprachen natürlich von der neu errungenen Selbstständigkeit Norwegens. Björnson erzählte, wie furchtbar nah die Kriegsgefahr gestanden, und klagte über den chauvinistischen Geist, der während der Krise so leichtsinnig mit der Gefahr gespielt und der auch jetzt noch nicht ganz erloschen sei. Immer noch fürchte man, daß die Schweden, sobald sie sich stark genug dazu fühlen würden, über Norwegen herfallen könnten. Eine große Partei sei dafür, die Rüstungen zu vermehren, und auch die Frauen, sogar die Führerinnen der norwegischen Friedens-

vereine, lehren die Patriotinnen heraus und plädieren für Neuaufrichtung und Vermehrung der Grenzfestungen. Das Schleißen der Festungen, das im Trennungsvertrag bedingt war, empfinde man hier als Demütigung.

„Wie!“ rief ich, „statt stolz darauf zu sein, solche mittelalterliche, verderbendrohende Schranken niedergerissen, der Welt ein so glorreiches Beispiel gegeben zu haben — darüber sich noch gedemütigt fühlen?“

„Ja, wissen Sie,“ erwiderte Björnson, „was den Leuten fehlt, ist — Phantasie. Sie haben weder die Einbildungskraft, um sich die ganze Hölle des Krieges vorzustellen, noch auch um die ganze Glorie einer im Sinne des Friedens veränderten Ordnung zu verstehen. Uns Dichter nennen sie unpraktisch, weil wir eben Einbildungskraft haben, weil wir hinaussehen über die Kleinlichkeiten der alten Routine und das Bild einer großen Zukunft erfassen.“

Nun war also der für mich so denkwürdige Augenblick des statutenmäßigen Vortrages gekommen. Es war dies das erste Mal, daß ich in so offizieller Weise, umgeben von den Spitzen der Regierung, im Beisein der „Krone“ über ein Thema sprechen sollte, das bislang aller ernststen Politik entrückt und besonders nicht als hoffähig betrachtet zu werden pflegt. Alfred Nobel hat durch seine Stiftung zustande gebracht, daß in den nordischen Ländern die alljährliche Verteilung der Preise zu einer gouvernementalen Angelegenheit geworden ist.

Vor Beginn des Vortrages war in einem Nebenfaal die ganze Gesellschaft versammelt, die auf der Estrade Platz nehmen sollte: Die Mitglieder des Nobel-Komitees und hohe Staatswürdenträger mit ihren Frauen. Die Gattin Björnsons war

auch anwesend. „Nicht wahr, ich habe eine schöne Frau?“ sagte mir einmal der Dichter. „Gewiß — sie hat aber auch einen schönen Mann,“ antwortete ich. In der Tat, diese zwei Charakterköpfe mit den römischen Profilen und dem gewellten, dichten, weißen Haarschmuck boten einen ästhetischen Anblick.

Nach einer Viertelstunde ungefähr wurde das Zeichen zum Beginn gegeben. Unsere kleine Gesellschaft begab sich auf das Podium — ich von Björnson geführt. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt; in der ersten Reihe auf dem Mittelsitz der König. Björnson ließ mich an den Vorlesetisch niedersehen; er selber hub zu reden an, um dem Publikum mich vorzustellen. Da er norwegisch sprach, entging mir der Sinn seiner Rede — ich verstand nur soviel, daß er hervorhob, ich hätte den Mut gehabt, in einem Militärstaate als erste den Ruf „Die Waffen nieder!“ zu erheben. Dann gab er mir das Wort. Ich trat vor bis an den Rand des Podiums. Der König grüßte mich, indem er sich von seinem Sitz erhob, was die anderen nachahmten. Mein Vortrag „Ueber die Entwicklung der Friedensbewegung“ (ich sprach ohne Manuskript) dauerte ungefähr eineinhalb Stunden. Daß zum Schluß starker Beifall gespendet wurde, ist im Grunde nur natürlich — man wird doch einem Gast und Laureaten gegenüber jedenfalls solche Höflichkeit walten lassen.

Alles endet mit einem Bankett. So auch hier. Als Hausherr fungierte Löfblad, Minister des Aeußern. Ungefähr hundert Personen, darunter viele Staatsmänner, Stortingmitglieder und Diplomaten mit ihren Damen, nahmen an der mit weißen Blumen geschmückten Tafel Platz. Ich saß dem Hausherrn gegenüber, zwischen Björnson und dem Storting-

präsidenten Berner. Neben Löwland saß der Ministerpräsident Michelsen.

Selbstverständlich wurden Toaste ausgebracht. Lund trank auf das Andenken des großen Schweden Alfred Nobel und auf dessen so ruhm- und vorzugsreiches Heimatland. Als Erwiderung hielt der schwedische Gesandte Günther eine freundschaftswarme Lobrede auf Norwegen — und das war das erste Mal seit der Trennung der Union, daß schwedischerseits so herzliche Worte für Norwegen gefallen waren. Jedenfalls ein erfreuliches Resultat der Friedensatmosphäre, die über diesem Nobelfeste schwebte. Die Rede auf mich hielt — in deutscher Sprache — Minister Löwland. Ich will nur die folgenden Worte davon festhalten wegen ihrer allgemeinen Tragweite:

„ . . . , unsere Aufgabe ist gegeben: Jede Gewalttat, jeden Angriffskrieg zu bekämpfen und dadurch auch den gerechtfertigten Krieg der Verteidigung überflüssig zu machen. Wir werden das Gewissen der Menschheit erwecken, das Recht und die Moral an Stelle des Krieges setzen.“

Björnson riß mit einer feurigen Rede die Tafelrunde zu begeistertem Applaus hin und jede ausgebrachte Gesundheit wurde mit dem norwegischen dreimaldreimaligen Hurra begleitet.

Am folgenden Tage, eine Viertelstunde vor der angegebenen Audienzstunde, fuhren wir, meine Begleiterin und ich, ins königliche Schloß. Der Obersthofmeister empfing uns und leistete uns im Wartesalon Gesellschaft. Da hängen die lebensgroßen Porträts des Königs Bernadotte und der schönen Königin Desiderata. Daneben zwei wertvolle Erzeugnisse der

modernen norwegischen Bildhauerkunst: Von Sinding ein Knabe, der sich in einer Quelle betrachtet, und von Jacobsen eine Ruth mit Aehren.

Um Punkt zwölf wurden die Flügeltüren geöffnet und ein Adjutant ließ mich in den nächsten Salon ein, wo König Hakon auf mich zukam. Er reichte mir die Hand und wies mir einen Fauteuil an, indem er sich selber setzte und mich in deutscher Sprache begrüßte. Seine Frau (er sagte nicht: „die Königin“) bedauerte, daß sie mich nicht auch empfangen könne, weil sie noch immer zu Bett war mit einem leisen Anfall von Ischias. Solche Anfälle wiederholten sich öfters bei Witterungswechsel; seit den Tagen der Krankheit ihres Vaters, damals als zu seiner Krönung schon alle Gäste in London versammelt waren und man nichts merken lassen wollte, daß der König nebenan schwer leidend darniederlag, seit damals seien die Nerven der Königin Maud erschüttert.

Der junge Monarch spricht sehr fließend deutsch, jedoch mit englischem Akzent. Seine schlankte Gestalt, seine regelmäßigen, etwas steifen Züge, seine ganze Redeweise, haben überhaupt einen englischen Anstrich.

Die Audienz dauerte Dreiviertelstunden. Die Unterhaltung bewegte sich auf allerlei Gebieten: Die eben stattgefundene Katastrophe von San Francisco; Alfred Nobel; mein gestriger Vortrag, worin besonders die Stelle aufgefallen war, in der von dem großartigen Beispiel die Rede war, daß die skandinavischen Länder der Mit- und Nachwelt gegeben haben, indem hier — zum ersten Mal in der Geschichte — eine große politische Umwandlung, die Trennung einer Union, die Gründung eines selbständigen Reiches vor sich gegangen war,

ohne Gewalt, ohne Blutvergießen. „Und dieses andere erhabene Beispiel — davon vergaß ich in meiner gestrigen Rede zu sprechen: Das Schleifen der Grenzfestungen . . .“ — Hier unterbrach mich der König: „Morgen soll mir der Kriegsminister Vortrag halten — er ist der Ansicht, daß einige Festungen wieder aufgebaut werden sollen . . .“ — „Majestät, verzeihen Sie mir die Kühnheit, aber als Empfängerin des Friedenspreises bin ich berechtigt, auszurufen: „Um Gottes willen — nur nicht wieder Festungen, nur nicht am Rand von Freundesland diese steinerne und eiserne Geste des Mißtrauens und der Drohung! Man denke an die Grenze zwischen der amerikanischen Union und Kanada — an dieser, vielleicht der längsten Scheidungslinie zwischen zwei Ländern der Erde ist nicht nur kein einziges Fort, sondern nicht einmal ein einziger Grenzwächter anzutreffen. Wann wird Europa soweit in der Zivilisation vorgeschritten sein? — Die Nordländer haben den glorreichen Anfang gemacht: — Da wird man doch nicht wieder zurückschreiten?“

Das Gespräch drehte sich dann auch noch um Björnson und Ibsen. Der Letztere war damals schon schwer krank. Ich erzählte von meiner Begegnung im Palais von Monaco — mit dem König Oskar von Schweden, der mir nicht verhehlte, wie schmerzlich es ihn getroffen hatte, daß seine Norweger ihn so leichtem Herzens sozusagen „entlassen hätten“. Nur aus tiefer Liebe zum Frieden und manchem Drängen in seiner Umgebung zum Trotz habe er so gehandelt, daß die Trennung ohne Krieg vor sich gegangen ist. Zum Schluß dankte mir der König — wofür? Das weiß ich nicht und die Audienz war zu Ende.

Für den Nachmittag ward ein Ausflug nach Frognerfåtteren

geplant, der aber wegen schlechten Wetters aufgegeben werden mußte. Da ich jedoch diesen Ort während meines vorigen Aufenthaltes in Christiania kennen gelernt, so will ich dessen Beschreibung, wie ich sie damals im August 1899 in mein Tagebuch eingetragen, hierher setzen:

Hundertzwanzig Equipagen waren bereit gestellt und führten die Gäste nach dem Ausflugsorte Frognerfjætt, zu welchem der zwei Stunden lange Weg unausgesetzt bergan durch Hochwäldungen führt. Mitten im Walde, auf den Höhen, kommt man an blinkenden Seen vorbei, und wo sich ein Ausblick bietet, zeigt sich, weit unten, in immer wechselvoller Schöne, Fjord und Stadt Christiania.

Auf der Hälfte des Weges befindet sich der berühmte Ausflugsort Holmenkollen („Kollen“ heißt Hügel), ein Ort, von dem mir am selben Morgen ein deutscher Parlamentarier gesagt: „Ich habe so ziemlich die halbe Welt bereist, aber das Schönste, was ich im Leben gesehen, ist Holmenkollen.“

Auf dem Gipfel dieses Hügels steht ein großer Holzbau in norwegischem Stile — dunkelrot angestrichen, mit zahllosen geschnitzten Erkern und Giebeln, Veranden und Bogengängen; es ist das „Touristenhotel“. Die sämtlichen Räume bilden eine Illustration des norwegischen Volkslebens. Jedes Einrichtungsstück hat Lokalfarbe. Mittelalterliche Bauernstuben, wie sie heute noch die stolzen, reichen Bauern Norwegens bewohnen, mit wunderbaren und sonderbaren Geräten. Um das Säulenbett geht eine glatte, gestickte Draperie mit der Inschrift:

Deinen Reichtum bekommst du von deinen Vorfahren.

Dein braves Weib aber ist ein Geschenk des Himmels.

Da ist auch das sogenannte Märchenzimmer, wo an den

Wänden in Schnitzerei und Malerei die ganze nordische Sagenwelt festgebannt ist mit ihren furchtbaren Drachen und lieblichen goldblonden Mägdeleins; mit den Fabeltieren und Meeresungeheuern; mit der traumhaften Gestalt Peer Gynts ..

Frognerfjættren liegt noch einmal so hoch als das Touristenhotel; hier sind die Wälder noch dunkler, die Felsen noch schroffer, der Ausblick noch überwältigender. Hier steht das „Sportshaus“ — unser Festziel — wo im Winter die Jugend Christianias sich Stelldichein gibt zu fröhlichen Skipartien. Die dort aufbewahrten Schneeschuhe werden umgeschlakt und da wird die steilen Abhänge hinabgesauft, manchmal von einem Vorsprung zum anderen — zehn Meter durch die Luft . . .

An diesem Abend bereiteten mir die norwegischen Frauen (an ihrer Spitze Randi Blehr — die Gattin des ehemaligen Ministers Blehr — und Frau Cläre Mjoen, der wir so meisterhafte Uebersetzungen von Björnsons Dichtungen verdanken) ein herrliches Fest.

Mehr als 300 Personen waren im Festsaale des Grand Hotels versammelt. Im Hintergrund erhob sich eine Bühne. Unter den Anwesenden waren der Stortingpräsident, der Ministerpräsident, der Minister des Auswärtigen und das diplomatische Korps. Als ich, geführt von Dr. Mjoen, in den Saal trat, erhob sich die Versammlung und von der Bühne erscholl ein Frauenchor, der unter der Leitung Thorwald Lammers die norwegische Nationalhymne „Ja, vi elsker dette Landet“ („Ja, wir lieben dieses Land“) sang, von der Versammlung stehend angehört. Derselbe Chor mit Damenorchester führte noch eine Musiknummer auf, worauf Cläre Mjoen ein von ihr selbstverfaßtes, mir gewidmetes Gedicht vortrug. Hierauf folgte eine Friedens-

hymne, gesungen von Frau Trofildsen und dann wurde ich auf das Podium geführt, um die Adressen und Grüße der verschiedenen Länder entgegenzunehmen.

Die Präsidentin des norwegischen Frauenbundes überreichte mir im Namen des Bundes ein norwegisches Schmuckstück als eine stete Erinnerung, daß ich in Norwegen treue Mitarbeiter habe.

Von der Countess of Aberdeen, der Gattin des Vizekönigs von Irland und jetzigen Präsidentin des Weltfrauenbundes, wurde mir ein Blumenarrangement von weißen Lilien und Palmenzweigen übersandt.

Darauf wurden die telegraphischen Grüße und Adressen verlesen, von einer Menge norwegischer Vereine, aus Schweden, Dänemark, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, der Schweiz, Bulgarien, Rumänien, Belgien, Italien. Vom englischen Frauenbund ein Blumenbukett, vom holländischen ein Lorbeerkranz.

Das alles mußte ich über mich ergehen lassen, in der Mitte des Podiums auf einer Art Thronstuhl ausgestellt . . . und dazu ein leidlich gescheiters Gesicht machen.

Nachdem alle die Botschaften erledigt waren, mußte ich vortreten und eine Dankesrede halten; denn auf das Programm war ohne mein Vorwissen als letzte Nummer angelegt: „Verta von Suttner spricht.“ Also sprach sie. Und dann wurde noch ein Lorbeerkranz hinaufgereicht, größer als ein Wagenrad, umschlungen von der norwegischen Flagge und durch einen Strauß kleiner Seidenfähnchen aus allen Ländern geschmückt.

Damit war das Fest noch nicht zu Ende. Es folgte das Bankett. Am Arme des Ministers Lövland wurde ich an meinen Platz geführt, und da standen mir noch weitere Ueberraschungen

bevor. Auf der Bühne führte eine national gekleidete Jugendschar alte norwegische und isländische Volkstänze auf. Beim Dessert wurde jedem ein Blatt überreicht, auf dem ein „Märchen“ meinen Lebenslauf besang. Der Dichter Dr. Njoen, seine Laute am Bande, trat vor uns hin und trug mit schöner Baritonstimme das Märchen vor. Das Märchenhafteste aber daran war, daß die zwei letzten Zeilen jeder Strophe von der ganzen Tischgesellschaft im Chor wiederholt wurden. Mein Nachbar, der Minister des Aeußern, mein anderer Nachbar, der russische Botschafter, mein Gegenüber, der Ministerpräsident Michelsen, sangen tapfer mit. Die Breitegrade machen doch einen Unterschied; — so etwas kann ich mir in Mitteleuropa nicht vorstellen. Nein, ich bitte Sie, verehrte Zuhörer, denken Sie sich einmal den Grafen Stürgkh und ein Paar Botschafter am hiesigen Hofe dazu, welche Friedensg'fanzeln und Suttner-Schnadahüpfeln fingen: da würde eher der Stephansturm mit dem Maria-Theresien-Monumente Polka tanzen.

Ernsthaft gesprochen: Die Mittelstaaten Europas — die beiden großen Militärstaaten — sind diejenigen, in welche die Kenntnis und das Ansehen der Friedensbewegung noch am wenigsten eingedrungen sind und in ihnen wäre ein so offizielles Feiern der pazifistischen Ideen und ihrer Vertreter noch undenkbar.

Am folgenden Tage Dejeuner bei der russischen Gesandtschaft, hernach Besichtigung des Nobel-Institutes. Es ist ein einfacher, gediegener Bau mit Bibliothek — und Vortragssälen — alles in neuem Stil. Die Bücherei und das Archiv enthalten alles, was sich auf die Friedensbewegung und auf

das Völkerrecht bezieht. Der Vortragsaal, ganz in Lichtgrün gehalten, weist als einzigen Schmuck eine Büste Alfred Nobels auf.

Abends traten wir die Reise nach Schweden an. Unsere erste Etappe war die Handelsstadt Göteborg. Von Göteborg, wo wir nur einen Tag zubrachten, kann ich nicht viel erzählen. Eine Rundfahrt, die uns unser Gastfreund bot, zeigte, daß die Stadt sehr schön und regelmäßig gebaut und mit großen Anlagen geschmückt ist.

Nach meinem Vortrag fand ein Souper statt, bei dem der Rektor der Universität die Festrede hielt. Als Nachbar hatte ich Svante Arrhenius, dem bei der letzten Verteilung der Nobel-Preis für Chemie verliehen wurde. Und nun ging es — eine ganze Tagreise — nach Stockholm, dem „Paris des Nordens“. Ein paar Stationen vor der Ankunft kam mir ein Interviewer entgegen und stieg in unseren Wagen. Er erzählte, daß die sozialdemokratische Jugend beabsichtigt hatte, mir eine Straßennovation zu bereiten, was jedoch von der Polizei unter sagt worden sei. Am Bahnhofe wurden wir von einer Abordnung von Friedensfreunden erwartet und in das Hotel geleitet.

Am nächsten Tage läuteten alle Glocken, Kanonenschüsse wurden abgefeuert: Dem Sohn des Kronprinzen ist ein Prinz geboren. Also die vierte Generation: Der Bestand der Dynastie ist lange hinaus gesichert.

Unter Führung meines alten Freundes Wawrinsky, den ich zuletzt bei der interparlamentarischen Konferenz in Wien wiedergesehen, und der Schriftstellerin Frau Holmgren besuchten wir am frühen Vormittage Stockholms berühmtesten

Vergnügungsort, den Stenzen (die Schanze), der dortige Prater sozusagen, nur daß er sich auf einen Berg hinan erstreckt. Da versammelt sich die schöne Welt und das sich vergnügende Volk. Zu dieser frühen Stunde und frühen Jahreszeit war noch alles leer — die zahllosen Lokale geschlossen; der Ausblick aber über die Stadt — namentlich wenn man mittels einer kleinen Fahrradbahn auf die höchste Anhöhe gelangte — ist ein himmlischer. Es stehen da schwedische Bauernhäuschen und auch Lappländerhütten, das Innere ganz authentisch eingerichtet. Und einige Exemplare nordischer Fauna, Elche, Nordhunde, laufen und liegen umher.

Es scheint ein herrliche Stadt zu sein, dieses Stockholm — aber man verlange von einem Vortragsreisenden, der nur einen Tag in einem Orte verbringt, keine Beschreibung von Land und Leuten. Nach zwei Stunden eilte ich wieder ins Hotel zurück, weil mir verschiedene Besuche angesagt waren. Es kamen (nebst den unvermeidlichen Interviewern und -viewerinnen) der österreichische Legationssekretär von Strzynski und der einstige Minister Lagerheim, der Chef jenes Ministeriums, das in der Unionskrise den Krieg mit Norwegen standhaft verhindert hat — in Uebereinstimmung mit König Oskar, der auch alles tat, um einen bewaffneten Konflikt mit dem Unionsstaat zu vermeiden.

Am Nachmittage wurde mir eine überraschende Ehrung zuteil. Eine Deputation des Parlaments, bestehend aus etwa zwölf Herren, darunter ein Bischof, die Herren Gulbrandson, Bromée, Laffon, Graf Hamilton, von Scheele, Dr. Beer u. a., überbrachten mir im Namen der schwedischen Gruppe der internationalen Union eine kunstvoll ausgestattete Adresse. Aus dem

Legt will ich die Worte, die von mir und meinem Streben handeln, übergehen, aber folgende Stelle bekannt geben, weil sie von den Interparlamentariern anderer Länder nicht immer so offen und klar kundgegeben wird:

„Die Idee von der Möglichkeit, die internationalen Differenzen gesetzlich zu regeln, ist nun auf dem Wege, zur Wirklichkeit zu werden, und das Schiedsgericht, diese auf das Rechtsbewußtsein und auf die Humanität gegründete moderne Institution, wird an Stelle der Gewalttaten des Krieges gesetzt werden, der ein Erbteil der vergangenen, minder erleuchteten Zeiten ist.“

Abends, nach meinem Vortrag, war es wieder ein Frauenverein Stockholms, der mir ein glänzendes Fest veranstaltete. Zuerst gesellige Unterhaltung in den Salons und dann Bankett im großen Saal des Hotels. Der erste Kammerherr des Königs führte mich zu Tisch. Nach dem Souper, bei dem die Toaste nicht fehlten, begab man sich in den anstoßenden Konzertsaal und eine Reihe musikalischer Piecen wurde aufgeführt. Unter anderen jene begleitungslosen Terzette, wie man sie nur von Schwedinnen hören kann, von drei wunderhübschen, jungen Damen vorgetragen; dann eine Reihe von Liedern in deutscher, französischer und schwedischer Sprache durch den berühmten Sänger Stolander, den wir hier in Wien fast alljährlich hören.

Am nächsten Tage vor der Abreise verlangte ich, wie das schon so üblich, die Hotelrechnung. Und nicht ohne Bangen, denn man hatte uns ein prunkvolles Appartement angewiesen und großartige Mahlzeiten serviert. Der Zimmerkellner kam zurück mit einem Bulet in der Hand und meldete: „Dies

schickt der Besitzer zum Abschied, er kann nicht selber kommen, um sich für den Besuch zu bedanken, und die Rechnung betrage 80 Dere (zirka 1 Krone 20 Heller) für Telegramm und Briefmarken.“ — Solche Sitten sollten unter den Hoteliers einreißen.

Mein nächster Vortrag ward in Upsala abgehalten, vor einem fast ausschließlich aus Professoren und Studenten zusammengesetzten Auditorium. Es ist erfreulich, wie sehr die deutsche Sprache in den skandinavischen Ländern verstanden und geschätzt wird — sie ist an den meisten Schulen ein obligater Unterrichtsgegenstand.

Die letzte schwedische Stadt, in der ich sprach, war Malmö. Dort waren wir Gäste eines Pastors (Frid-Mayer mit Namen). In seinem Arbeitszimmer sah ich eine Reihe von Werken, die ich in einem nordischen Pastorhause nicht gesucht hätte. — Zola, Spencer, Tolstoi . . . Die Welt ist doch klein, nicht wahr? Ueberall trifft man Bekannte — nicht nur persönlich Bekannte meine ich, sondern aus dem Kreis der Geister. Zu dem Vortrag und zu dem Souper, das ihm folgte, waren viele Universitätsprofessoren aus dem benachbarten Land herübergekommen. Der berühmte Professor Rybing hielt die Rede des Abends. Er schloß sie mit der hübschen Pointe, daß der Name seiner Universität (Conziliatrix) — der Name sei, den ich durch mein Werk verdienen möge.

Von Schweden lehrten wir nach Kopenhagen zurück, wo ich für zwei Vorträge verpflichtet war und noch eine Reihe schöner, eindruckreicher Tage verlebte.

Da blühte mir nun das dritte Frauenfest in den nordischen Ländern. Diesmal in Fräulein Sophie Albertis Leseklub.

Die ganze weibliche Intelligenz Kopenhagens hatte sich eingefunden. Ein paar männliche Intelligenzen waren auch zugezogen worden — und zwar erstklassige. Ich hatte eine lange Unterredung mit Hermann Bang. Eine merkwürdige äußere Erscheinung hat dieser Dichter. Etwas Extravagantes nämlich in Haartracht, in Kleidung, im Gesichtsausdruck. Er soll aber (so erzählte man mir) noch viel extravaganter gewesen sein, jetzt trägt er nur noch goldene Armbketten, früher aber soll man ihn gesehen haben, in seinem Garten spazierend, mit weißen Atlaschuhen und Kamelien im Haare.

Hermann Bang machte mir den Eindruck eines Melancholikers und Skeptikers. Ich stritt mit ihm über die geplanten Befestigungen der dänischen Hauptstadt. Er war dafür. Zwar könnte ein kleines Land wie Dänemark sich nicht siegreich verteidigen, wenn es angegriffen würde — und einen solchen Angriff sehe er kommen — doch dann müßten eben alle Söhne des Vaterlandes kämpfend sterben . . . für kleine Länder ist es unerlaubt, sich dem Friedensgedanken anzuschließen. Vielleicht sprach er nur so, um mich zu reizen. Ich gestehe, daß ich überhaupt nicht klug aus ihm geworden bin. Sein Geist funkelt — aber er läßt sich nicht in seine Seele blicken.

Von hervorragenden Schriftstellerinnen lernte ich u. a. Karin Michaelis kennen. Ein hübsches, glückstrahlendes, junges Frauchen. Ueberglücklich (so sagte sie mir selber) durch den Besitz eines gleichgesinnten Gatten. Vom „gefährlichen Alter“ noch keine Vorahnung . . . Dann lernte ich noch Fräulein Ingeborg Eil kennen. Sie schreibt Romane mit religiösem Hintergrund und alles, was von ihr erscheint, findet so raschen Absatz, sagte mir jemand, „wie heiße Semmeln“.

Am ersten Mai — dem vorletzten Tag meines Aufenthaltes in Skandinavien — empfingen mich der König und die Königin von Dänemark in Audienz. Ich ward in einen Raum der inneren Appartements eingelassen, halb Salon, halb Arbeitszimmer. Bei meinem Eintritt stand der König von seinem Schreibtische auf und die Königin kam eben von der anderen Seite herein. Beide reichten mir die Hand und wiesen mir, indem sie sich selber setzten, einen Platz an. Königin Luise ist von sehr schlanker, überhoher Gestalt; sie war in tiefes Schwarz gekleidet, in ihrer Doppeltrauer für König Christian und für ihre unlängst in Böhmen gestorbene Tochter, Prinzessin Lippe.

Die halbstündige Unterhaltung drehte sich zumeist um die Friedensbewegung, über die der König ganz auf dem Laufenden zu sein scheint. Er sprach von den Verdiensten Roosevelts auf diesem Gebiete und äußerte sich sehr anerkennend über die Tätigkeit Frédéric Bajers. Als einen Faktor, der am meisten die Gefahren eines Krieges in sich berge — heute, wo doch sowohl die Völker, als die Regierungen von Friedenswillen erfüllt sind — bezeichnete der König eine gewisse Presse, die sich das Verhehen der Nationen zuschulden kommen läßt.

Auf dem Tische, neben dem ich saß, stand ein großer Rahmen, der eine ganze Anzahl von Miniaturbildern umfaßte. Es waren die Porträts sämtlicher Kinder des Königspaars. Die Königin zeigte mir das Bild ihrer so plötzlich verlorenen Tochter — „und sie war so glücklich!“ seufzte sie.

Von draußen ertönte Musik und Trommelwirbel. Wir traten ans Fenster. Auf dem Platze vor dem Palais spielte sich die Zeremonie ab, die täglich zu Mittag unter dem Zulauf der Bevölkerung vor sich geht. Ein Trupp Soldaten holt die

Fahne ab. Dabei werden verschiedene Evolutionen im Siechschritt ausgeführt — das ganze heißt der Fahnenmarsch. Nachdem das etwas mittelalterlich-militaristische Schauspiel eine Zeitlang betrachtet worden, wurde das modern pazifistische Thema wieder aufgenommen. „Sie hätten noch mehr Vorträge in Dänemark halten sollen,“ sagte mir der König. Seine letzten Worte waren, als er mich zur Türe geleitete: „Ich rufe Gottes reichsten Segen auf Ihr Werk herab!“

### Eindrücke in Amerika.

Auch über den Ozean hat mich meine Arbeit geführt, denn im Jahre 1904 tagte in Boston ein Friedenskongreß. Von den gewaltigen Eindrücken, die in der Neuen Welt empfangen habe, kann ich hier natürlich nur einen ganz kleinen Bruchteil mitteilen. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten . . . mir erschien es wie das Land der überwundenen Unmöglichkeiten.

Also nur ein paar Momentbilder:

Zuerst an Bord während der ruhigen, glatten Ueberfahrt: Ein halbes Stündchen banger Aufregung haben wir dennoch mitgemacht auf hoher See. Man saß gemächlich auf Deck, zurückgelehnt in den Streckstühlen, mit Lesen oder mit Beobachtung des Wellenspieles oder mit behaglichem Garnichtsdenken beschäftigt, als plötzlich eine Bewegung an Bord entsteht. Stimmen — Hin- und Herlaufen der Matrosen. Die Reisenden stürzen zu einer Stelle des Verdecks. „Es sinkt!“ ruft einer. — „Was sinkt?“ frage ich in begreiflicher Teilnahme. — „Unser Schiff?“ — „Nein — sehen Sie — dort . . .“ Jetzt eile ich auch an die Brüstung; von weitem erblicke ich ein Segelschiff, einen von den Wogen geschaukelten Dreimaster

— er steht in Flammen; mit Woll dampf fliegt unser Dampfer drauf zu . . . Es ist ja möglich, daß es noch etwas zu retten gibt, daß lebende Wesen dort nach Hilfe schmachten.

Es war nicht der Fall; das Schiff war ganz verlassen. Doch wären noch Menschen darauf gewesen, wie hätte man gezittert, wie mit Bangen das Rettungswerk verfolgt, das unser Kapitän mit allem Eifer geleitet hätte, und wie würden wir das Gelingen bejubelt haben; wäre auch nur mehr ein Mann an Bord des verunglückten Seglers gewesen und dieser der äußersten Not entrisen: welche Freude! Wenn aber die nächste Marconi-Depesche die Kunde von einem Blutbad bei Port Arthur oder Mukden bringt, so wird das bloß eine interessante Nachricht sein. Welch ein verrückter Widerspruch! Ich will damit nur sagen, daß solches aufhören muß, denn Widersprüche können nicht fortbestehen, sie vernichten sich selber — das ist Naturgesetz. Die Zeit wird kommen, wo das heilige Meer, das völkerverbindende, reichthumsvertheilende, durch Menschenkraft zu Glückszwecken dienstbar gemachte Meer, nicht mehr durch Streuminen und unterseeische Meuchelmordinstrumente entheiligt werden wird.

Am siebenten Tage fuhren wir in den Hafen von New York ein: Die Statue der Freiheit hielt uns ihre Fackel entgegen — eine Fackel, die so groß ist, daß man um ihren Stiel herum spazieren gehen kann. Aber so groß und triumphierend wie das Standbild, ist das Urbild noch nirgends; auch nicht in Amerika, das sich in seiner Nationalhymne den stolzen Titel beilegt: „The land of the noble free“. Wenn es je einen auf die Zukunft angewiesenen Traum gegeben, so ist's der Freiheits Traum. Bis jetzt noch unerfüllt aller Orten, doch der Erfüllung

entgegenreisend. Vielleicht ist Amerika — das junge, von altüberkommenen Fesseln unbedrückte — das Land, in der jene Fackel zuerst aufflammen wird, um dann über alle Erdteile zu leuchten.

Von Unfreiheit hatte ich übrigens den ersten Geschmack im Dock, wo die Schirren des Tarifs in den Tiefen der Koffer wühlen und meinen Pelzmantel einer eingehenden Untersuchung würdigen. Dem Himmel sei's gedankt, daß es kein Sealskinmantel war! Und während ich vor Zollangst zitterte, befragten mich drei Interviewer um das Programm des Friedenskongresses und um die Aussichten des Ostasiatischen Krieges: Wer wird gewinnen, Rußland oder Japan? — Beide werden verlieren," antwortete ich, einen Koffer aufschließend. — „Nur alte Kleider!“ (zum Zollbeamten) — „beide verlieren (zu den Interviewern) und die Menschheit mit ihnen.“ Ich wollte mich entfernen, aber einer der Journalisten hielt mich am Ärmel zurück. Er hatte noch etwas Wichtiges zu fragen: „How do you like America?“ Wir fuhren direkt nach Boston weiter, und da die Nacht schon hereingebrochen war, so war dieser erste Eindruck von New York, das wir von Hoboken bis zum Nordbahnhof durchquerten, nur ein Gewirre von flimmenden Lichtern, tosendem Straßenlärm, himmelhohen Häusern.

Die Eröffnung des Kongresses in Boston gestaltete sich zu einer imposanten Feier. Eingeleitet durch religiöse Übungen, getragen von der eifrigen Anteilnahme des Publikums und der Presse, ward das Ereignis im ganzen Lande als Tagesereignis betrachtet, umsomehr, als der erste Staatsmann der Vereinigten Staaten, John Hay, die Begrüßungsrede hielt. In dieser Rede gab es keine der bei solchen Anlässen üblichen

diplomatischen „wenn“ und „aber“ und „allerdings“ und „andererseits“; es war eine offene rückhaltslose Anerkennung der Berechtigung und Erreichbarkeit des Kongreßzieles und erhielt die Erklärung, daß eine neue Diplomatie und eine neue Politik fortan die „goldene Regel“ (Was du nicht willst, daß dir geschehe usw.) als Richtschnur nehmen müsse — eine Regel, die aus der bisherigen hohen Politik von den sogenannten Realpolitikern als unpraktisch und idealistisch verbannt ward.

Der Zustimmungsadressen von Körperschaften (religiösen, wissenschaftlichen, industriellen usw.) gab es eine Legion. Eine der merkwürdigsten Adressen, wie wir sie auf den Friedenskongressen von solcher Seite noch niemals zu verzeichnen hatten, war unterfertigt: „23. Regiment Massachusetts-Infanterie.“

Ein Indier, in Landestracht, aus dem heiligen Landle, war auch da. „Ich komme aus den Dschungeln,“ so begann er seine Rede. Er führte Klage über die Entweihung, die der Krieg in die mönchischen Andachtsstätten getragen.

Eine kleine chinesische Dame — auch in Landestracht — war eine der gefeiertsten Rednerinnen des Kongresses. Ihr Name ist Dr. Kim. Von englischen Missionären erzogen, ist sie nach Amerika gekommen, Medizin zu studieren, und wollte nun nach China zurückkehren, um dort zu praktizieren. Sie spricht ein exquisites Englisch, und mit süßester Stimme und lächelndstem Munde sagte sie den Europäern bitterste Wahrheiten über die Annäherung, mit welcher sie einer älteren, friedlichen Kultur ihre kriegerische Zivilisation, einer gereiften philosophischen Weltanschauung ihre Dogmen aufzwingen, und zuletzt das Chinesenreich als Verteilungsbeute behandeln wollen. „Wir

können viel von euch lernen, Freunde (das Wort „Freunde“ betonte sie besonders süß), das geben wir zu; und wenn jene Eroberungsgefühle anhalten, dann werden wir auch dankbar die Kunst von euch erlernen müssen, Freunde (zärtlich), uns gegen euch erfolgreich zu verteidigen.“

Von Bostons Sehenswürdigkeiten habe ich wenig genossen, denn die Tage waren mit Sitzungen und Arbeiten gefüllt. Nur die öffentliche Bibliothek habe ich besichtigt. O, diese Bücherpaläste, diese Bücherkathedralen in Amerika! Was wird da dem lernbegierigen Volke geschenkt und wie wird es ihm geschenkt! Ausgestattet mit allem Zauber der architektonischen und bildenden Kunst; die Malereien, die das Stiegenhaus schmücken — gezeichnet Puvis de Chavannes — sind ein Poem; ein anderer großer Meister, Sargent, wurde mit der Ausschmückung einiger Innenräume betraut. Ueberhaupt Schönheit: Es besteht ein weitverbreitetes Vorurteil, daß der Amerikaner nur Geschäftssinn und keinen ästhetischen Sinn besitzt, daß die Städte mit ihren Wolkenträgern und Hochbahnen und Warenhäusern häßlich seien — welcher Irrtum! Das Füllhorn, das seine Schätze über dieses Land ausgeschüttet, hat neben Reichtum die Schönheit nicht vergessen. Von den Naturschönheiten: Niagarafälle, Rocky Mountains usw. gar nicht zu reden — ich meine Menschenwerk. Wer am Fuße der Häuser und Kirchen den Esen und andere Schlinggewächse pflanzte, die bis zum Giebel hinauf die Mauern in reicher Fülle polstern, der wußte, daß er Schönheit schuf. Dabei kommt wieder die Natur zu Hilfe, denn das Herbstlaub glüht und gleißt dort in Farben, die in unseren Landschaften ganz unbekannt sind: neben den brennenden, wieder so matte und zarte Töne, so bläu-

liches Grün, so rosiges Grau, so hellgoldenes Violett, wie nur die kühnsten Sezessionisten sie auf ihrer Palette mischen.

Nach Schluß der Bostoner Kongreßtage wurden in einer Reihe anderer Städte: New York, Philadelphia, Worcester, Springfield, Northampton, Toronto, Buffalo Cincinnati usw. öffentliche Versammlungen veranstaltet, bei denen die Hauptredner und -rednerinnen des Kongresses über diesen und über die Friedensbewegung überhaupt Vorträge hielten. Ueberall daselbe begeisterte Interesse. In den Kirchen, in Universitäten, in Mädchengymnasien, in Arbeiterheimen, in Konzerthallen, überall wurden unsere Vorträge erbeten und bejubelt.

Bei einem zweiten Aufenthalt in New York habe ich nun die Stadt ein wenig kennen gelernt. Der Ausdruck erscheint anmaßend, wenn man eine Frist von einigen Tagen, vielmehr Stunden — denn die Tage waren ja zumeist mit Berufsarbeit ausgefüllt — einer Riesenerscheinung, wie dieser Dreimillionenstadt, entgegenhält. Dennoch auch das flüchtig wie im Blicklicht Gesehene kann Eindruck machen, zumal wenn es so überraschend und überwältigend ist. Um kurz zusammenzufassen, wie Amerika auf mich gewirkt, möchte ich sagen, daß mir ähnlich zumute war, wie etwa dem Bellamyschen Helden, der nach langverschlafener Zeit in einer ganz veränderten vorgeschrittenen Welt erwacht. Nicht als ob — wie etwa bei Bellamy — einige Jahrhunderte verschlafen worden wären, wohl aber, als wäre man um zwei oder drei, mit Erfindungen und sonstigen Fortschritten gefüllte Jahrzehnte vorgerückt, so erschien mir alles um mich her. Frauenbewegung, Antialkoholbewegung, soziale Bewegung, Technik, Volksbildung, demokratischer Geist, Toleranz, Lebensbehaftigkeit und Luxus, physische

Entwicklung: Alles vorausgeeilt, emporgeschneilt. Mehr Eindruck noch, als was da so üppig aufgeblüht (daß auch manche Giftpflanzen dabei sein mögen, gebe ich ja zu), hat mir gemacht, was da gesäet wird, was in noch verschlossenen Keimen ruht und reiche Zukunftsernte verheißt. Bildung ist Macht, Bildung ist Freiheit, Bildung ist Vereblung: und von diesem Schatz, der freilich aus der Alten Welt importiert ist, werden in der Neuen Welt so großartige Vielfältigungs- und Verteilungskulturen angelegt, daß für die kommenden Generationen eine unberechenbare Erhöhung des gesamten „standard of life“ vorherzusehen ist. „Bildung ist eine Sache,“ so sagte mir eine amerikanische Dame, „die wir uns verpflichtet fühlen, weiterzugeben: Das ganze Volk muß daran teilnehmen können.“

In New York fand unter anderen, den Delegierten zu Ehren veranstaltenden Feiern, eine von den dortigen Deutschen einberufene große Versammlung in Terrace Garden unter dem Ehrenpräsidium des Richters am Gaager Tribunal, Strauß, des ehemaligen Botschafters Dr. Andrew D. White, und des allverehrten Karl Schurz, statt. „Warum gar so verehrt?“ Diese Frage richtete einmal Bismard an Dr. White: „Sagen Sie mir doch, aus welchem Grunde genießt der alte Achtundvierziger so allgemeines und so hohes Ansehen in Ihrem Lande?“ — „Deshalb,“ antwortete der amerikanische Botschafter, „weil er derjenige war, der die Sklavenfrage, welche damals die Frage war, nicht, wie üblich, vom philanthropischen, noch vom konstitutionellen, sondern vom sozialphilosophischen Standpunkte behandelte, im Hinblick darauf, was die Frage nicht für den Neger, sondern für das Land bedeutete.“

Vielleicht, möchte ich hinzufügen, sind die Amerikaner für

Karl Schurz so eingenommen, weil er, als er in leitender Staatsstellung war, der überhandnehmenden Entforstung des Landes Einhalt getan. Und überhaupt: weil er eine Persönlichkeit war — darin liegt der Zauber. Ich habe ihn kennen gelernt und in seinem Hause eine der anregendsten Stunden meines amerikanischen Aufenthaltes verlebt.

Zu Grants Mausoleum bin ich gepilgert, auf dessen Pforte das Standbild des Generals Sherman sah ich mir an, der die berühmte Aeußerung getan: „War is hell“. Die Berichte über die Grants Ausspruch eingegraben ist: „Let us have peace“. Und in Ostasien tobende Zehntageschlacht, die gerade zur selben Zeit das „Feld der Ehre“ mit unwahrscheinlichen Zahlen von Leichen bedeckte, während in Amerika die Friedensfrage erörtert wurde — jene höllischen Berichte brachten uns täglich die Erhärtung jenes Shermanschen Ausspruches zum Bewußtsein.

Das vielgenannte Hotel „Waldorf-Astoria“ haben wir besichtigt. Es übersteigt an Pracht und Größe alles, was man bisher im Hotelwesen erreicht hat. Den Ballsaal des „Waldorf Astoria-Hotels“ schmückte ein Gemälde, von dem der Führer stolz verkündete: „The biggest canvass in the world“. Also nicht die bestbemalte, sondern die größte Leinwand in der Welt. Diese naive Prahlerei ist ziemlich charakteristisch für den Kultus des Gigantischen, der dort herrscht. Wenn unsere Warenhäuser einen Ausverkauf ankündigen, so heißt es „Großer Ausverkauf“; das amerikanische Inzerat ladet zu einem Mammut-Ausverkauf ein.

Philadelphia — nach New York und Chicago die drittgrößte Stadt der Union — bot uns Friedensleuten einen gar günstigen Boden. Eine Stadt, die, von Puritanern gegründet,

heute noch vielfach von Friends (so nennt sich dort die kriegs-verachtende Quäkersekte) bewohnt und vom Standbild William Penns, des Unterzeichners des Friedensvertrages mit den Indianern, überragt wird — die Statue krönt den Turm der City-Hall — diese Stadt ist sozusagen vom Saft der Friedensideen durchtränkt.

Eine der größten Schönheiten Philadelphias ist sein Park, durch den uns eine Rundfahrt geboten wurde. Er gleicht wahrlich mehr einer Landschaft, als einem Park, so groß ist er, so weit gestreckt sind alle seine Dimensionen. Was bei uns eine Baumgruppe ist, ist dort ein Hain, was hier ein Rasenplatz — dort ist's eine Prarie. Dabei aber doch gepflegt und reichlich mit Blumenbeeten, Fontänen und Statuen geschmückt, wie die schönsten fürstlichen Schloßgärten.

Von Philadelphia aus fuhr ich nach Cincinnati. Cincinnati ist eine Fabrikstadt, daher etwas grau und rauchig, aber doch auch von einem lachenden Willenkrantz umgeben und mit einem öffentlichen Garten versehen, der nicht ohne Berechtigung Edenpark heißt. Hier wurden die Vorträge der Friedensdelegierten in einer Konzerthalle abgehalten, die 4000 Menschen faßt und an diesem Abend überfüllt war. Die Spitzen der Behörden, darunter ein Bischof, hielten die Einführungsreden und mir ward die schmeichelhafte Ueberraschung zuteil, daß über dem Podium in elektrischen Buchstaben der Titel meines Buches flimmerte: „Lay down your arms“.

Auf dem Rückwege hielten wir uns in Buffalo auf und machten von da einen Ausflug zu den Niagarafällen. Was ich diesem herrlichen Naturschauspiel vorwerfen könnte — woran es übrigens unschuldig ist — wäre der Umstand, daß um die

tosenden Wasser, an den steilen, bewaldeten Ufern nicht Indianerhütten, sondern moderne Villen und Hotels stehen, und — schlimmer noch — daß auf einem, in den Fluten sich spiegelnden Plateau eine 20 Meter lange Annoncentafel sich erhebt, die den Niagarapilgern eine gewisse Gattung Biskuit suggerieren will. Entzückend dagegen ist es, wenn an verschiedenen Stellen tiefgefärbte und daneben blässere Regenbogen erscheinen und verschwinden und wie geschwungene Schärpen über den Wasserstaub gleiten.

Washington war nicht in den Plan der Vortragsstädte aufgenommen; doch habe ich mich auf zwei Tage dahin begeben, um die diplomatische Hauptstadt kennen zu lernen und namentlich, um einen Besuch bei Präsident Roosevelt abzustatten.

Washington hat einen von den anderen Städten der Union ganz verschiedenen Charakter: Keine geschäfts- und verkehrsstrohende City, keine Wolkenkratzer, keine Hoch- und Untergrundbahn, keine Bank- und Warenpaläste; nur sehr stille, sehr breite, mit Bäumen bepflanzte und von villenartigen Häusern gesäumte Straßen. Auch die Botschaften und Gesandtschaften sind nicht in Palästen, sondern in solchen niedlichen Villen untergebracht. Dagegen ist jener Teil von überwältigender Großartigkeit, wo, inmitten weitgestreckter Rasenflächen, sich das Kapitol, die Bibliothek und der Obelisk erheben. Man glaubt sich da in eine antike Welt versetzt. Doch nein — es ist ja die neue, die Zukunftswelt. Die öffentliche Bücherei ist unstreitig eine der herrlichsten Bauten der Welt. Der einfache Mann, der nach vollbrachter Tagesarbeit hieherkommt, um zu lesen, kann sich den Gefühlen hingeben, die durch die Umgebung

harmonischer Pracht wachgerufen werden. Besonders feenhaft wirkt es, und zu besonderer Geltung gelangen die Gemälde und Marmorsäulen und Treppen, wenn die turmhohe Kuppel des Mittelsaales in elektrischem Lichte erstrahlt.

Es war am 17. September, daß mir der Vorzug zuteil wurde, vom Präsidenten der Vereinigten Staaten empfangen zu werden, und mit ihm über die Sache Zwiesprache zu führen, die mir so sehr am Herzen liegt. Freundlich, offen, dabei vom Ernst und der Tragweite der besprochenen Dinge sichtlich durchdrungen, so erschien mir Theodor Roosevelt. Tapferes Soldatentum — mehr noch: Abenteuerfrohes Roughridertum im Blut, aber weitblickendes, soziales Wollen im Geist.

Es geziemt mir nicht, alles zu erzählen, was in der langen, zwanglosen Unterhaltung gesprochen wurde, auch habe ich es mir nicht alles eingeprägt, nur folgendes habe ich mir besonders behalten:

„Ich werde tun, was in meiner Macht liegt, um die Friedenssache zu fördern,“ sagte der Präsident. Nun weiß man, was es bedeutet, wenn hohe Herren sagen: „Ich werde sehen, was sich tun läßt.“ Da tut sich gewöhnlich gar nichts. Hier war es anders: Roosevelt präzierte, was er tun wolle, drei Dinge: „Ich verspreche,“ sagte er, „erstens, allen europäischen Staaten Schiedsgerichtsverträge anzutragen — zweitens, eine Vermittlung einzulenken, um dem abscheulichen russisch-japanischen Krieg ein Ende zu machen — drittens, die Einberufung der zweiten Haager Konferenz zu veranlassen.“ Und in der Folge hat er diese drei Dinge auch getan.

Seine letzten Worte waren, als er mich hinausleitete,

„Der Weltfrieden kommt, weil er kommen muß, aber er kommt nur Schritt für Schritt . . .“

Ich habe da erzählt, was Staatsmänner und Staatsoberhäupter über das Friedenswerk gesprochen haben. Damit aber das Werk sich verwirkliche, müßte neben dem gesprochenen Worte auch der tätige Wille einsetzen.

Und das wird von oben geschehen, wenn der Druck von unten immer stärker wird. Schon hat sich die organisierte Arbeiterschaft aller Länder auf die Parole Völkerverbrüderung und Weltfrieden geeinigt. Von allen Seiten, in allen Schichten müßte diese Parole verstanden und aufgegriffen werden. Der Wille der Allgemeinheit wird das Ausschlaggebende sein. Daher ist die wichtigste Arbeit, die in den bescheidenen Werkstätten einzelner machtloser Pazifisten geleistet werden kann, Propagandaarbeit.

Mitten in der Friedensbewegung zu stehen, das gibt intensive Freuden und intensive Leiden. Alle die kriegerischen und kriegsdrohenden Erscheinungen, die dem gewöhnlichen Zeitungsleser nur eine zerstreute Frühstückslektüre bieten oder nur etwas Mitgefühl und Angst einflößen, uns erfüllen sie mit doppeltem Schmerz. Und gerade heute — angesichts des durch den Tripoliskrieg so plötzlich gestörten, europäischen Friedens, empfinden wir diesen Schmerz aufs tiefste.

Dafür winkt uns doppelter Genuß durch den Kontakt mit den Mitkämpfern auf der ganzen Erde — erst heute habe ich wieder einen Brief von dem neugegründeten Friedensverein in Japan erhalten, an dessen Spitze Minister Graf Okuma steht — ein Kontakt, durch den wir sehen, was die Außenstehenden nicht wissen, wie unter Mitwirkung der auserlesensten Geister

unsere Bewegung still und allmählich und unaufhörlich weiterdringt, Schritt für Schritt. Ja, die Welt liegt in einem harten Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen finsterner Vergangenheit und heller Zukunft, zwischen den Mächten des Verharrens und des Werdens. Aber unsere Zuversicht ist die: die Elemente des Friedens — Licht und Leben und Liebe — sind doch stärkere Mächte, als Finsternis und Tod und Haß.





Im Verlage der Friedenswarte in Berlin und Leipzig  
ist erschienen:

Bertha v. Suttner  
Der Menschheit  
Hochgedanken

Roman

Mit einem Porträt der Verfasserin

Preis K 5<sup>o</sup> — broschiert, in Leinwand gebunden K 6<sup>o</sup> —

---

---

Aus den Urteilen der Presse über „Hochgedanken“

... Frau v. Suttner ist Feuilletonistin und Dichterin zugleich und auch Gelehrte. Eine Sturzweile reifer, schöner, hochfliegender Gedanken u. s. w.

„Berliner Börsezturrier“ 24. 11. 1911.

... Es ist ein mächtiges, gedankentiefes Werk, in dem die sozialen und humanitären Probleme von hoher Barte betrachtet werden.

B. Chiavacci, „Österr. Volkszeitung“ 10. 12. 1911

... Die Wirkung des Buches wird von der Gabe der Baronin S. ausgehen, ihre Gedanken in lebendigen Dialogen niederzulegen und Gesellschaftsbilder zu entwerfen, in denen es von interessanten Persönlichkeiten wimmelt. Daß sie aus der Wirklichkeit schöpft, zahlreiche aktuelle Beziehung herstellt, manche echte Namen nennt, viele andere nur andeutet, hilft ihr wesentlich dabei.

„Die Zeit“ 15. 11. 1911.

... Der amerikanische Milliardär versammelt in seinem feenhaften Rosenpalaste alljährlich alle großen Führer des Gedankens, Dichter, Denker, Künstler, Erfinder. Ihre vereinigten Stimmen schwingen so einmal im Jahre in die Welt hinaus und tragen mit sich die konzentrierte Kraft aller. Hier in diesen schönen Bildern ist denn auch alles mit vollendeter Kraft und Meisterschaft gezeichnet.

Adolf Gelber, „Neues Wiener Tagblatt“ 20. 12. 1911.

... Man kann, was ich hier in eine Ruß zusammengedrückt habe, in seiner Ausführung nicht anders als mit aufhorchendem Geiste und bewegten Herzens verfolgen.

Dr. Max Schneidewin, „Frankfurter Zeitung“ 3. 12. 1911.

Werke von Berta Baronin Suttner:

# Memoiren

(Deutsche Verlags-  
anstalt Stuttgart)

## Gesammelte Schriften

in 12 Bänden

(Verlag Wien-Berlin)

Highlife / Es Löwos / Eva Siebeck / Ein schlechter  
Mensch / Ein Manuskript / Phantasien über den  
Gotha / La Traviata / Inventarium einer Seele /  
Daniele Dormes / Schriftstellerroman / Einsam  
und arm / Schach der Qual / Die Waffen nieder /  
Marthas Kinder (Fortsetzung von: „Die Waffen  
nieder“) / Das Maschinenzeitalter



VERLAG HUGO HELLER & C<sup>IE</sup>, WIEN I.

Soeben erschienen:

# GRÖSSENWAHN ZUR SEE

Eine Abrechnung von

NEREUS

Mit vielen Abbildungen.

M. 1'50 = K 1'80.



Das Werk behandelt einleitend die **historische Entwicklung** und die **Entwicklungstendenzen im Panzerschiffbau** und zeigt, unter Darlegung der historischen, technischen und taktischen Gründe, daß die gegenwärtige Displacementsteigerung, die heute im Überdreadnoughttyp kulminiert, durchaus keinen Ruhepunkt in der Schiffbauentwicklung bedeutet, sondern nur ein Übergangstyp ist zu neuen, noch kolossaleren Formen.

So ist denn die **finanzielle Belastung der Staaten** beim Beschreiten der Dreadnoughtpolitik eine doppelte, einerseits verursacht die stetig wachsende Displacementsteigerung der Schlachtschiffe ebenso stetig erhöhte Kosten des einzelnen Schiffes, andererseits werden die bisher gebauten Schiffe sehr rasch entwertet. Angesichts dieser Umstände sind zwei verschiedene Arten von Marinepolitik möglich. Diese untersucht nun der Autor des Näheren und zeigt, welche Marinepolitik für die einzelnen Staaten die zweckmäßige ist.

Dieser **erste**, allgemein gehaltene **Teil** des Werkes wird nicht nur bei den Marineinteressenten und Wahnpolitikern **Österreich-Ungarns**, sondern insbesondere auch **Deutschlands** Interesse finden, und dies umso mehr, als er auch für Deutschland wegen der zu erwartenden **Flottenvorlagen** äußerst aktuell wird.

Aber auch der **zweite Teil**, der die von **Österreich** einzuschlagende Flottenpolitik behandelt, ist nicht nur für diesen Staat, sondern auch für **Deutschland** von hohem Interesse, da dort in mehr als einer Beziehung in Marinefragen ähnliche strategische Bedingungen obwalten, wie in Österreich.

In diesem **zweiten Teil** seines Werkes unterzieht der Verfasser den angeblichen Nutzen der Seeherrschaft für Österreich einer Untersuchung; er legt eingehend die Schwierigkeiten von Landungen und Invasionsversuchen dar und zeigt, wie die **Stärkung** der Flotte lediglich nur eine **Entziehung der Kräftemittel für das Landheer** bewirkt.

Nach einer Betrachtung und Würdigung aller verschiedenen Möglichkeiten, die Seeherrschaft auszunützen, wendet sich der Autor dem **Handelsschutz** zu, zeigt die **völlige Wertlosigkeit** einer österreichischen Kriegsflotte für diesen, und beleuchtet in völlig neuer, bisher noch nicht dargelegter Weise das Mißverhältnis des österreichischen Seehandels und der maritimen Rüstungen dieses Staates.

Schließlich behandelt der Verfasser die **gegenwärtige Dreadnoughtpolitik** Österreich-Ungarns, zeigt, daß das gegenseitige Machtverhältnis der österreichisch-ungarischen Flotte zur italienischen niemals so ungünstig war, als es nach der Fertigstellung der vier österreichischen Dreadnoughts sein wird, und legt dar, wie die österreichische Dreadnoughtpolitik infolge der **Unzulänglichkeit der Leistungen des österreichischen Eisenkartells** mit einem kläglichen und vollständigen Fiasko enden mußte. Dieser Teil des Werkes, ganz neu in seinen Darlegungen und Schlußfolgerungen, wird sicher auch in **Börsenkreisen** das lebhafteste Interesse erwecken.



VERLAG HUGO HELLER & Cie.  
WIEN I.                      BAUERNMARKT 3

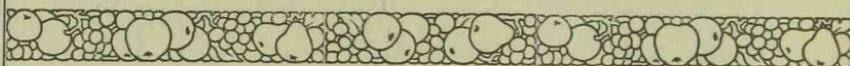
---

# AUS DER EIGENEN WERKSTATT

EIN VORTRAGS-ZYKLUS  
IM WIENER VOLKSBILDUNGSVEREIN

Aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums hat der Wiener Volksbildungsverein eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten eingeladen, in Vorträgen, deren materielles Ertragnis dem Wiener Volksbildungsverein zufällt, Einblicke in ihre eigene Werkstatt zu geben. Diese Einrichtung hat sich in jeder Hinsicht als eine fruchtbare erwiesen. Die Vorträge erfreuen sich eines starken Besuches, so daß dem Wiener Volksbildungsverein für seine kulturell so wichtige Tätigkeit reichlich Mittel zufließen. Aber auch ein ideeller Erfolg ist nicht ausgeblieben. Eine Fülle von Anregungen geht, wie ja nicht anders zu erwarten ist, von diesen Vorträgen aus, die mehr als Werkstattgeheimnisse enthüllen, sondern interessante Einblicke in das Werden und Schaffen großer Persönlichkeiten geben. Um nun diese Vorträge auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, werden die bedeutendsten in Druck gelegt und erscheinen in zwangloser Folge im unterzeichneten Verlag. Auch auf den Ertrag dieser Broschüren haben die Autoren zu Gunsten des Wiener Volksbildungsvereines verzichtet. Die 3—6 Bogen starken Broschüren sind elegant geheftet zu den beigesetzten Preisen einzeln käuflich. Bei Subskription auf 10 Hefte wird ein Preisnachlaß von 10<sup>0</sup>/<sub>10</sub> gewährt.

Verlag Hugo Heller & Cie.



## Aus der eigenen Werkstatt.

### Aus der Werkstatt eines Bankmannes.

Von Karl Morawitz, Präsident der Anglo-Österreichischen Bank.  
4 Bg. Elegant geheftet K 1,50 = M. 1,25.

### Aus der Werkstatt des Pazifismus.

Von Bertha Baronin Suttner. 4 Bg. Elegant geheftet K 1,50 = M. 1,25.

### Aus der Werkstatt eines Staatsmannes.

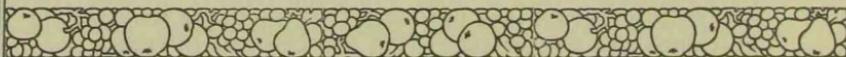
Von Exzell. Dr. Albert Graf Apponyi, Minister a. D.  
4 Bg. Elegant geheftet K 1,50 = M. 1,25.

### Aus der Werkstatt des Arztes.

Von Prof. Dr. Adolf von Strümpell, Geheimer Medizinalrat in Leipzig.  
5 Bg. Geheftet K 1,50 = M. 1,25.

### Aus der Werkstatt der Philosophie.

Von Friedrich Jodl, Professor an der Universität in Wien. K 1,50 = M. 1,25.



Leipzig und Wien I., Bauernmarkt 3

Verlag Hugo Heller & Cie.



Aus der Werkstatt der Zeitung.

Von Regierungsrat von Winternitz. Elegant geheftet

K -.90 = M. -.75.

Aus der Werkstatt der Schauspielerin.

Von Elsa Galafrès-Huberman. Mit Porträt. 3 Bogen.

Elegant geheftet K 1.50 = M. 1.25.

Aus der Werkstatt des Virtuosen.

Von Bronislaw Huberman. Mit Porträts. Elegant geheftet

K 1.80 = M. 1.50.

Aus der Werkstatt des Verteidigers.

Von Dr. Max Neuda, Hof- und Gerichtsadvokat.

Elegant geheftet K -.60 = M. -.50.

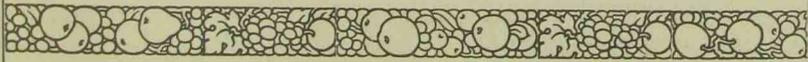
Frauenarbeit.

Von Marianne Hainisch. K -.60 = M. -.50.

In Vorbereitung sind ferner:

Aus der Werkstatt des Juristen.

Von Geh. Justizrat Dr. Adolf Badrad.



Leipzig und Wien I., Bauernmarkt 3

Verlag Hugo Heller & Cie.



Aus der Werkstatt des Chirurgen.

Von Hofrat Dr. Anton Freiherr von Eiselsberg, o. ö. Professor an  
der Universität Wien

Aus der Werkstatt des Lehrers.

Von Regierungsrat Dr. Wilhelm Jerusalem, a. o. Professor an der  
Universität Wien.

Aus der Werkstatt des Architekten.

Von k. k. Oberbaurat Otto Wagner, Professor an der k. k. Akademie  
der bildenden Künste in Wien.

Aus der Werkstatt des Dirigenten.

Von Felix Edlen v. Weingartner

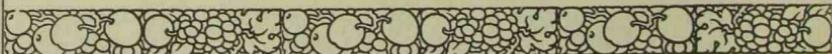
Aus der Werkstatt des Skisportes.

Von Mathias Zdarsky.

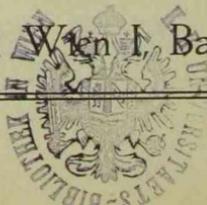
Die Broschüren sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen, sowie  
auch direkt vom unterzeichneten Verlag.

Hochachtungsvoll

HUGO HELLER & CIE.



Leipzig und Wien I Bauernmarkt 3







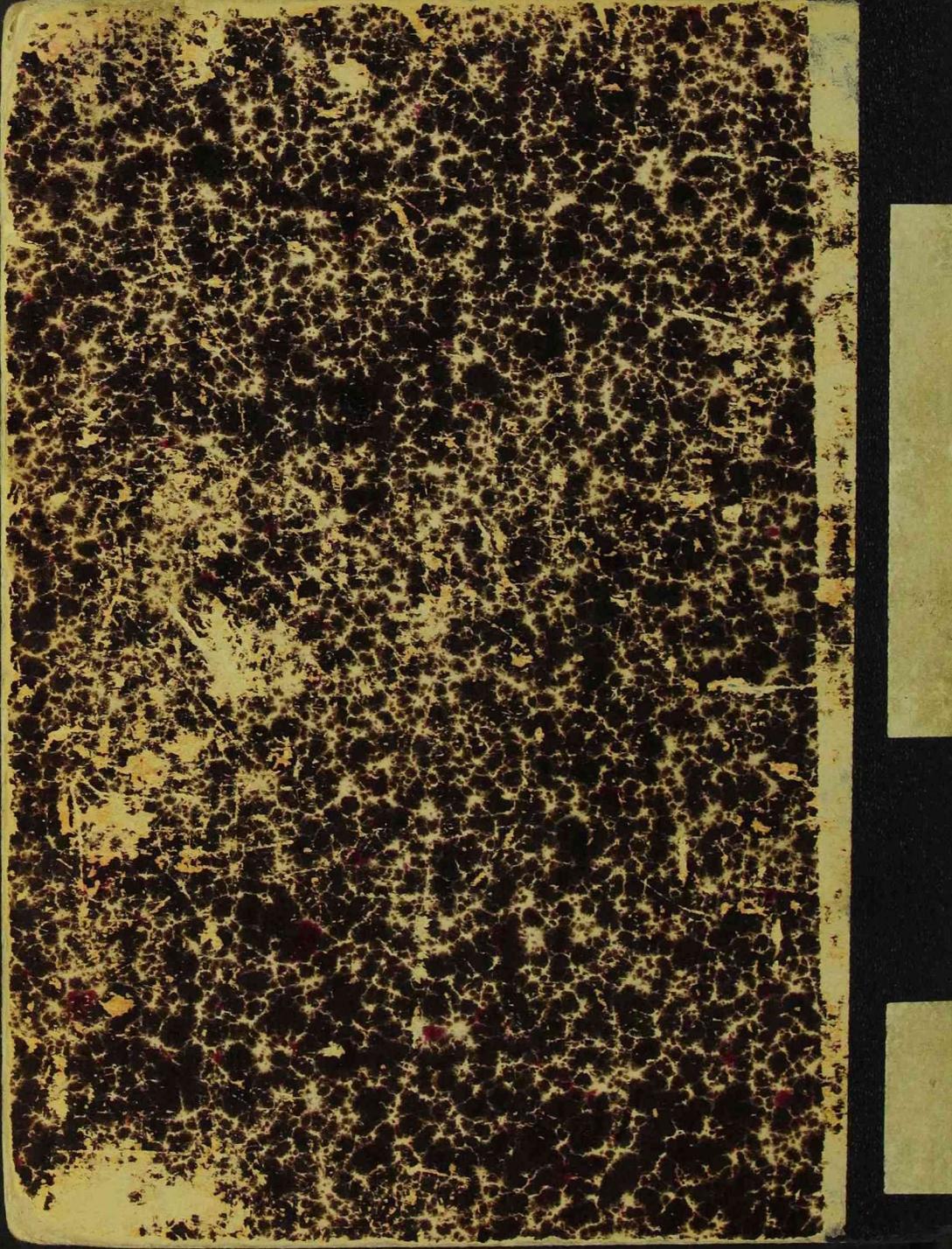


UB WIEN



+AM147761208

BUCHBINDERE  
□ J. STROBL □  
WIEN - IX. - BEZ.  
WASARGASSE 4



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)